
NEDL TRANSFER
HN 3B95 P

Alex. v. Kießel med. Stud.

Ueber die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten von Meisters Lehrjahren; oder über das, wodurch dieser Roman ein Werk von Göthen's Hand ist.

Ein ästhetisch-moralischer Versuch

von

D. Jenisch.

To teach vain wits a science little known,
t'admire superior sense, and dowt their own.

Pope.

Berlin, 1797.
bei Johann Georg Langhoff.

Man kann jezt über den bunten Trödelmarkt der teutschen Lesewelt kaum mit flüchtigem Fuß hineilen, ohne daß uns nicht, aus jeder Groß- und Klein-Krämer-Bude dieses Marktes, von Kaufleuten und Käufern, die lautesten Klagen über Meisters Lehrjahre in's Ohr schallen, wegen langweiliger Stellen, vernachläßigter Einheit des Plans, und unnatürlich herbeygeführter Episoden dieses neuesten Geisteserzeugnisses eines unserer genievollsten Schriftsteller.

Da wir nicht von den Mängeln, sondern von den eigenthümlichen Vorzügen des Göthischen Romans sprechen wollen; und es eine sehr gewöhnliche Ueberredung ist, daß derjenige, der es unverhohlen ankündiget, er wolle das Gute und Vortrefliche eines Gegenstandes in's Licht setzen, die Mängel desselben

entweder unwissend verkenne, oder vorsezlich verhehle: so wollen wir sogleich an der Schwelle dieser Abhandlung das freymüthige Geständnis ablegen: daß dieses jüngste Werk des großen Verfassers von Werthers Leiden dem ältern unwidersprechlich nachsteht an hohem, immer-steigendem, immer schwellendem Pathos, an untadelhafter Einheit des Plans, an zwanglos-eingefügten Episoden, an vollständiger Entwickelung der angelegten Scenen und handelnden Charaktere: daß Göthens Genius in demselben, in beträchtlichen Stellen, wie von allen seinen Höhen, bis zum flachen — sollen wir sagen sich herabläßt, oder herabsinkt? und daß mithin Meisters Lehrjahre, in allen diesen Rüksichten, nur von fanatischen Lobpreisern, nicht aber von scharf- und kalt-prüfenden Kritikern, über die Romane eines Richardson, eines Wieland, und anderer in diesem Fach großer Schriftsteller erhoben, oder diesen auch nur gleich gesezt werden kann. Unbestechlichkeit ist die heiligste Pflicht des Pflegers der Gerechtigkeit! Unbestechlichkeit ist ein unerlaßliches Erfordernis des Kritikers!

Der Ansprüche auf die eben genannten negativen Vollkommenheiten eines Romans müssen sich also Meisters Lehrjahre bege-

ben: und der eben so fein-beurtheilende als genie-voll selbst-schaffende Verfasser dieses Werks, würde zu dieser ersten Hälfte unsrer kritischen Sentenz ohngefehr auf eben die Art selbstgefällig lächeln, wie Sokrates vor seinen Richtern bey dem Vorwurf gelächelt haben würde, daß er seinen Mantel nicht zierlich genug gefaltet trüge.

Er, Friedrich, trug Hut und Degen gewis nicht so elegant-heldenhaft, als der jüngste Fähndrich seiner Garde: Kant's lallendster Nachbeter kann ihn, den größten Tiefdenker des Jahrhunderts, an Deutlichkeit des Vortrags und an einer gewissen Zierlichkeit des Ausdrucks übertreffen.

So — die negativen Vollkommenheiten eines jeden Genieswerkes: dem alltäglichen Geist sind sie erreichbar: die wahren, ächten, eigenthümlichen Vollkommenheiten sind es allein und einzig dem Genie. Doch thut dies wohl dran, sich auch der erstern, der negativen, zu bemächtigen: sein Werk wird dadurch nur vollendeter; erhebt sich über jeden gerechten und halbgerechten Tadel großer und kleiner Kritiker, und wird — (das höchste, was von einem schriftstellerischen Werk gesagt werden kann) — wird classisch.

So — die Agathon's, die Nathan's, die Iphigenien!

Pradon, ein dramatischer Dichter der Franzosen, dessen Unbedeutsamkeit vielleicht schon daraus erhellen mag, daß er in dieser Gesellschaft gebildeter Geister den allermehresten ein unbekannter Name ist, schrieb, mit dem Schöpfer des tragisch-zärtlichen, dem großen Racine, wetteifernd, ein Trauerspiel über den berühmten Gegenstand der unglücklichen Liebe Phedre'ns zum Hyppolit. Beyder Dichter Werke erscheinen im Publikum, erscheinen auf der Bühne. Charaktere, Scenen, Gang der Handlung, Katastrophe und Entwickelung, ein großer Theil der Gleichnisse, Metaphern, Wendungen, in dem einen und in dem andern Trauerspiel, werden, nach der sorgfältigsten Prüfung, durchaus gleich befunden.

Aber bey Pradon's Werk bleibt der Zuschauer ungerührt, gleichgültig; bey dem Racinischen schauert, bebt, liebt, haßt, hoffet, zagt, verzweifelt mit Phedren der Leser; pochen bange alle Herzen; fließen Thränenströme aus den Augen aller Zuschauer. Das Trauerspiel des erstern nennet nur noch der gelehrte Kritiker in einem chronologischen Verzeichnis französischer Theater-stükke: Racinens Phedre flößet seit länger als einem halben Jahrhundert die

süßen Wonneschmerzen unglücklicher Liebe in alle fühlende Seelen des gebildetern Europas; und strahlet mit unbeflecktem Glanz in den Hallen des ewigen Ruhms.

Auf gleiche Art hat H....e, Buchhändler und Buchmacher in W........s, wie er es selbst in der allgemeinen Litteratur-zeitung gestanden, oder vielmehr öffentlich gerühmt, in einem Raum von sechs Jahren nicht weniger als vierzig, baare vierzig Bände Romane gegeschrieben, in deren einigen er (wir haben sie, monstri causa, wundershalber, gelesen,) den Schöpfer von Meisters Lehrjahren an Einheit des Plans, an einem gewissen immer-gleichen Fluß der Schreibart, an Zusammenhaltung der Scenen und Verflechtung der Episoden, unleugbar übertroffen.

Aber so wenig jemand dadurch ein großer Mann ist, daß man nichts böses von ihm sagen kann: eben so wenig ist ein dichterisches Werk dadurch allein groß oder meisterhaft, wenn es von diesen und allen andern negativen Vollkommenheiten gleichsam über und über strahlet. Dagegen — wenn Neuheit, Originalität, bestimmter Umriß, Haltung und lebendige Darstellung der Charaktere; wenn interessante Situationen, und handlungsvolle Scenen; wenn

große und edle Gesinnungen; neue, treffende, und feine Beobachtungen über das erhabene und kleine, über das tiefe und flache Wesen, welches wir Mensch nennen; wenn eine lebendig-gezeichnete Charakteristik des Geistes und des Herzens dieses Wesens; wenn eine, jeder starken und jeder leiseren Nuanze des Gedankens entsprechende, jeden heftigsten und jeden sanftesten Ton der Empfindung klar- und rein-nachhallende Sprache, die wahren, ächten, wesentlichen Erfordernisse eines Romans sind; wenn dies ist: dann, ja dann ist das neueste Werk von Göthe das, was ein Werk von dieser Hand immer seyn soll, ein selbstleuchtender Stern an dem Himmel der vaterländischen Litteratur: dann wird es gelesen und wieder gelesen werden, so lange die Freude ein Lächeln und der Schmerz eine Thräne hat; so lange gebildete Geister fein denken, zarte Seelen tief empfinden, und Herzen voll jedes stürmendsten und jedes sanftesten Gefühls schlagen werden.

Lassen wir also die Disteln denen, die Disteln essen! und halten uns an das Vortrefliche in Meisters Lehrjahren.

Meisters Lehrjahre sind uns zuvörderst wichtig als Geisteserzeugnis

jenes schöpferischen Genies, dem wir Werthers Leiden verdanken.

Bey einiger Gewandheit des Geistes und des Styls, bey einer gewissen Lektüre, wie man sie da aus jeder beliebten Lese-bibliothek erlangen kann, und mit einem sehr gewöhnlichen Grade von Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß, muß ein Autor, der sich dem Romanschreiben widmet, nach und nach eine solche Fertigkeit in dieser Art von Geisteswerken sich erschreiben, daß der Buchhändler Romane bey ihm bestellen kann, wie wir Schränke bey dem Tischler zu bestellen pflegen. Einen unwidersprechlichen Beweis dafür liefert uns der ebengenannte Buchhändler und Buchmacher, dessen Romane (wir urtheilen aus eigner Prüfung) gewis keineswegs zu den unverdaulichsten Speisen unserer Lese-magazine für das gewöhnliche Lese-volk gehören.

Doch — wir sagen es mit Lächeln — anders die H.....n, und anders die Göthen! Die Werke solcher Meister sind allemal lebendige Abdrücke des Genius der Menschheit, wie er sich da mit allen den erstaunenswürdigen und mannigfaltigen Kräften, welche der erhabene Weltgenius in ihn pflanzte, aus dem

Keim zur Blüthe, aus der Blüthe zur Frucht entwickelt.

Im Werther stellet uns Göthe einen Jüngling auf, voll brausender Gefühle, voll leidenschaftlicher Ansichten des menschlichen Lebens und der menschlichen Dinge, voll erhabenen Trübsinns über jede verengende Schranke der Natur, der Gesetze, und der gesellschaftlichen Verbindung: er lebt in den höhern Kreisen, die ihn anekeln; und sehnt sich in die niederen: er schwelget mit Geist und Herz in dem Genuß der unerschöpflichen Natur; und härmt sich über ihre stiefmütterliche Kargheit gegen die armseligen Sterblichen: er lebt und webt in den höhern Regionen der Wahrheit und der Weisheit, zu denen sich nur große Denker emporschwingen; und doch empfindet und handelt er, wie die beschränktesten, kurzsichtigsten Sterblichen: sein Geist ist mit seinem Herzen, sein Herz mit seinem Geist, beyde mit der Natur, im Widerspruch: unter verwirrten, entstellten Ansichten der Welt und des Lebens, unter unbefriedigten, ins Unendliche hinausstrebenden Wünschen, unter zertrümmerten Hoffnungen, erliegt er endlich, wie ein kühner himmelstürmender Titane, unter der Last selbst-aufgewälzter Felsen und Bergklippen, und

zerstört mit eigner Hand ein zu großen Dingen bestimmtes Daseyn.

Wilhelm Meister ist ein Jüngling von minder- schwungvoller, minder- erhabener, aber nur desto natürliche- rer und ruhigerer Denk- und Empfindungsweise: auch er sieht die Dinge oft in sehr falschem Lichte; aber nur, um mit der erkannten Wahrheit hernach desto inniger vertraut zu werden, und ihr desto treuer anzuhängen: auch er empfindet oft noch ungestüm; aber nur, um durch die zur Entwickelung sich drängenden Kräfte, durch die zur Befriedigung hinstrebenden Triebe, zu einer desto schöneren Ruhe zu gelangen. Keine trübe Leidenschaft entstellt ihm fortdauernd das schöne Bild des Lebens und Lebensgenusses, verrückt ihm ganz das Ziel der edleren Menschheit: er freut sich des Guten, genießt des Vorzüglichen, und duldet liebreich das Böse an den Menschen; deren Wohl er mit aller Fülle und Innigkeit seines moralischen Sinnes umfaßt, und, so viel möglich, thätig befördert; auf deren Veredlung er, als auf sein höchstes Ziel, die Entwickelung seines schönen Kunst-sinnes hingerichtet hat. Umgang und Erfahrung bereichern ihn mit einer Summe von Menschenkenntnis, die ihn alles, was Ordnung, Gesetz, Sitte heißt, lieben und

achten, und jeder heilsamen, jeder anständigen Convenienz sich fügen lehrt: nichts scheut er so sehr, als die hülflose Nacktheit des rohen Naturmenschen, oder die Armseligkeit des beschränkten Bedürfnisses in dem gesellschaftlichen Leben: nichts wünscht und sucht er so sehr, als die Gemächlichkeit und den Ueberfluß der höhern Stände der verfeinerten Menschheit. Auch er hat Wünsche, große Wünsche; aber sie werden ihm wenigstens zum Theil befriediget: auch er nährt Hoffnungen, aber er begräbt sich nicht unter den Trümmern einiger der wichtigsten, die ihm fehlschlagen.

Werthers Leiden stellen uns eine der vielbegabtesten, vollkräftigsten Menschen-Seelen in einigen, an großen und gewaltigen Erschütterungen des Geistes und des Herzens fruchtbarsten, Momenten dar; in Momenten, wo der Geist, gleich einem überspannten Bogen, dem kühnen Spanner unter der Hand zerbricht; wo das überfüllte, überquillende Herz auseinander springt: wir fühlen uns über unsere gewöhnliche Fläche emporgehoben, mit einem Geist, der so erhaben schwärmen, mit einem Herzen, das so pathetisch empfinden kann: aber wir bedauren die Menschheit, die in dem schwarz-angehauchten Spiegel dieses erhabenen Trübsinnes ihre eigene schöne Gestalt verzerrt;

die unter diesen übermächtigen Empfindungen erliegt, und unvermeidlich erliegen muß. Wir wünschen uns diesen Geist, dieses Herz: aber wir wünschen uns weder jenes noch dieses mit diesen unseligen, verderblichen Kraftäußerungen. Es ist die treffendste Rezension von Werthers Leiden, was die Hand des großen Meisters als Motto drauf gesetzt:

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben
Jedes Mädchen so geliebt zu seyn!

Aber mit Schauer und Zagen setzen wir auch hinzu:

Ach der heiligste von unsern Trieben —
Warum quillt aus ihm — unsel'ge Pein.

Meisters Lehrjahre dagegen schildern uns den schönsten, genuß-vollsten und bildungsreichsten Abschnitt eines ausgezeichneten Menschen-Lebens: wo der zarte Keim der Liebe sich zuerst auseinander faltet; wo der lange gedrückte Geist, losgekettet aus dem dumpfen Kerker eines eingeschränkten Lebens, eines Lebens des Bedürfnisses, endlich alle seine Flügel ausspannt; mit freyem, hellem, weitem Auge die Welt und die menschlichen Dinge anschaut, und mit ungewöhnlichem Schwunge zur Entwickelung seines moralischen, so wie des ihm eigenthümlichen Kunstsinnes hinstrebt; wo jedes große und schö-

ne Gefühl, jede kühne und energische Leidenschaft, und die mannigfaltigsten Kräfte der sich ausbildenden Menschheit, nicht stürmisch-wild, wie im Elementenkampf, durcheinander gähren, sondern wie eine harmonische Welt, auf das ordnende Werde! des Schöpfers, in lieblicher Rege und mit stiller Herrlichkeit, sich allmählig und allmählig zu einem schönen Ganzen ausbilden und zusammenordnen.

Meister's Theater-Liebhaberey, seine schwärmerische Liebe für Marianen, seine erklärte Vorliebe für die höheren Stände, und gemächlichen Lebensgenuß, sein Hang zum Abentheuerlichen, so wie zu einer gewissen Gattung von anständiger Liebschaft mit vornehmen Personen des andern Geschlechts, seine fast väterliche Milde und Wohlthätigkeit für Mignon, seine wahre, herzliche Theilnahme für Melina und seine unglückliche Braut, so wie für die unglückliche Aurelia; sein enthusiastischer Eifer für die Aufnahme des teutschen Theaters, seine großen Erwartungen von diesem Eifer für die Veredlung der teutschen Nation und der Menschheit überhaupt — alles dies sind nicht besondere, einseitige, sondern allgemeine Eigenthümlichkeiten der Menschen-natur in diesem Alter, unter diesen Umständen: es ist die Geschichte unser aller; in diesem

Wilhelm Meister erblicken wir, so wie der Graf in dem verkleideten Abentheurer auf dem Sopha, unser eigenes Selbst, doch nicht, wie der Graf, mit versteinerndem Schreck, sondern mit angenehmem Staunen über die magische Kraft des Zauberspiegels, den uns da der Dichter vorhält.

Was demnach diesen jüngern Roman von Göthe am meisten veredelt, was seinen ästhetischen Werth bis zur moralischen Würde erhöht, ist dieses: daß der Dichter uns nicht, wie Dichter gewöhnlich pflegen, eine einzige Leidenschaft, oder auch nur einzelne Momente dieser Leidenschaft an seinem Helden entwickelt darstellt; sondern das ganze Leben und Weben eines höher-anstrebenden Geistes mit seinen mannigfaltigsten Kräften und in den verschiedensten Verhältnissen: und daß er aus diesen mannigfaltigen Kräften und verschiedenartigen Verhältnissen seinen Wilhelm Meister nicht nur zu einem ästhetischen, sondern, was Dichtern so selten ist, auch zu einem moralischen Ganzen zusammenbildet: wofern man uns anders diesen letzten Ausdruck, auf Menschen angewandt, verzeihen will.

Meisters Irrthümer, Schwärmereyen, Fehler, Leidenschaften, dienen Göthen offenbar nicht, blos, um seine, (des Dichters,) ästhetische Kräfte ins Spiel zu setzen, und seinen Helden, wie Juno den Hercules, mit Abendtheuern kämpfen, Löwen bezwingen, Ungeheuer bändigen, ich will sagen, große, außerordentliche, aber nur zu oft sehr wenig gemeinnützige und wenig moralische Unternehmungen wagen zu lassen; sondern um alle ästhetische und moralische Anlagen des jungen Freundes zu entwickeln, seinen Geist von Irrthümern zu reinigen, sein Herz von Schwärmerey zu heilen, sein ganzes Daseyn immer heiterer, freyer, unbeschränkter zu machen; und ihn der Idee der edleren Menschheit näher zu bringen. Niemals läßt er ihn schwer fallen, um ihn, nach Dichter-Sitte, desto erhabener aufzurichten: niemals verderblich irren, oder sich gefährlich täuschen, um ihn durch die erkannte Wahrheit desto herrlicher zu verklären: niemals läßt er ihn einer Versuchung unterliegen, um ihn desto rühmlicher siegen zu machen. Meister fällt nie; er neigt sich nur hier, dort, etwas von der geraden Standlinie ab: Meister täuscht sich nie gefährlich, er sieht die Dinge nur in einem, entweder zu schönen, oder halb wahren Lichte: Meister unterliegt nie der Versuchung; aber er macht uns oft bange für sich. Nie sehen

wir

wir ihn außerordentliche Kräfte anwenden, um sich aus einer Verlegenheit, einer Versuchung, einem Irrthum herauszureißen: aber nie vergißt oder verliert er auch sich selbst. Seine Verirrung mit Marianen ist die natürlichste, verzeihlichste eines in der Welt neuen und zärtlichfühlenden Jünglings; noch mehr, sie wird gerechtfertigt durch die ernsten Absichten auf die Hand des edeln Mädchens; Absichten, die bey einem so edeldenkenden Geist nur durch den täuschendsten Schein unedler Gesinnungen in dem Gegenstande seiner Liebe, vernichtet werden können. Die volle Würde oder vielmehr die Festigkeit seines moralischen Sinnes entwickelt sich in seinem Verhältnis zu Philinen. Wenn der Dichter uns seinen jungen Freund nirgend eigentlich gros darstellt: so streift doch seine Festigkeit, sein gehaltener Gleichsinn in dem Betragen gegen dieses verführerischste aller Mädchen, bey seinem Hange für das andre Geschlecht, bey diesen unwiderstehlichen, auf Meistern nur zu tief würkenden Reitzen, bey diesen unverkennbaren Zeichen wahrer, ernster Liebe dieses flatterhaftesten und schwer zu fesselndsten aller Mädchen, streift nahe an Größe; und wenn wir ihn deshalb nicht bewundern, so verehren wir ihn doch höchstens. Eben so ist seine thätige Theilnahme für Mignon, für den

Harfner, und insbesondre auch für die Aufnahme des Theaters zwar nirgends grandisonisch-heldenhaft, aber durch ihre Kostbarkeit, und insbesondre durch seine unermüdliche Ausharrung in der Erfüllung dieser einmal übernommenen Pflichten, einzig, würde-voll, und achtungswerth. Solche Tugenden, so standhaft ausgeübt, sind nicht die außerordentlichen Anstrengungen eines ehrgeitzigen Helden: es sind die liebens- und achtungswürdigen Kraftäußerungen einer natürlich-edlen, und durch eigne Anstrengung noch mehr veredelten Seele: es sind nicht die Tugenden des Fürsten, des Eroberers, des enthusiastischen Kosmopoliten, die für einige unterhaltende Augenblicke glänzen; es sind die Hütten-Tugenden des stillen Privat-Lebens, die mild und sanft, wohlthätiges und dauerndes Licht, wohlthätige und daurende Wärme, um sich her verbreiten.

Wir suchen und spähen in unserm eignen Wirkungskreise nicht vergebens, und nicht mit einer Art von neidischer Unzufriedenheit mit unserm Schicksal, nach veranlassenden Gelegenheiten zu ähnlichen Tugenden; wie dies bey der Geschichte der Grandisone, der Agathone, oder auch wirklicher Helden der Fall ist: diese Gele-

genheiten liegen einem jeden unter uns so nahe, daß wir nichts mehr, als Meisters edle Gesinnungen, Meisters Festigkeit und Thatkraft bedürfen, um uns selbst eben so liebens- und achtungswerth zu erscheinen, als des Dichters junger Freund es uns ist.

Fast alle andern Romane und dichterische Darstellungen wecken und reizen in uns, durch die ungewöhnlichen, außerordentlichen Situazionen, Gesinnungen oder den Kraftaufwand ihrer Helden, den Hang zum abentheuerlichen; diesen Hang, so gefährlich für den ruhigen, unverkürzten Lebensgenuß, verderblich für die Tugenden des thätigen Lebens und desjenigen Wirkungskreises, der uns der nächste ist: Meisters Lehrjahre machen uns zufrieden mit einem eingeschränkten Lebens-Kreise, machen uns jede Pflicht menschlichen Verhältnisses nur desto heiliger, desto liebens- und achtungswerther. Kurz: die ganze Darstellung in Meisters Lehrjahren ist nicht Darstellung eines außerordentlichen; aber eines ausgezeichneten, edlen und guten und eben dadurch wahrhaft menschlichen Menschen-Lebens.

Eine dichterische Darstellung kann ästhetisch-erhaben seyn: aber sie ist deswegen nicht moralisch erhaben. (Wir nehmen

den Ausdruck erhaben hier in dem Sinne, wie Griechen und Römer ihn brauchten.)

Kann etwas wahrhaft-dichterischer, ästhetisch-erhabener seyn, als der schaurige, Verderben- und Tod-schwangere Kampf unseliger Leidenschaften, gekränkten Ehrgeitzes und unglücklicher Liebe in Werthers Leiden? Kann etwas dichterischer, ästhetisch-erhabener seyn, als Handlung und Catastrophe in dem Shakespearschen Trauerspiel, Hamlet? Aber jenes so wie dieses Genieswerk erfüllt uns mehr mit Schauer, als mit Bewundrung, erregt mehr sympathetische, als geisterhebende Ideen und Empfindungen in der Seele: in beyden erliegen endliche Naturen unter der unerbittlichen Nothwendigkeit der unendlichen Natur, und arbeiten durch die Freyheit, mit welcher sie, als vernünftige Naturen, der Nothwendigkeit sich entgegen stemmen sollten, derselben nur so vielmehr gleichsam in die Hände.

Muthvolle, unbezwingliche Ankämpfung der Freyheit gegen die Nothwendigkeit allein erweckt das ächte Gefühl des moralisch-erhabenen: Werthers und Hamlets einstweiliger Kampf gegen die Leidenschaften, die in ihnen toben, und gegen den Zwang der Umstände, der sie von außenher drängt, ist zu kurz, zu vorübergehend, zu frucht-

los, als daß er die Empfindung ächt-moralischer Erhabenheit mehr als höchstens leise anregen könnte.

Meister mit geringern Kräften, mit ruhigern Leidenschaften, in minder erschüternden Situazionen, und durch die Umgebungen der Dinge mehr begünstiget, prägt uns durch wahrhaft edle Gesinnungen, die er unter manchen schwierigen Umständen behauptet, durch gute und Menschenglück-befördernde Handlungen, die er standhaft, ohne eitles Geräusch, und ohne Scheu vor Mühe und Kosten ausübt, zwar nicht eigentlich das Gefühl des Erhabenen, aber gewis das Gefühl der moralischen Würde und innigsten Achtung ein, ein Gefühl, welches mit dem Erhabenen verwandter ist, als das höchste Pathos und ästhetisch-erhabene.

Der größte Theil der Dichter und Künstler scheint pathetische Liebe für das wahre und fast einzige Erhabene der Kunst zu halten: und die Menschen, die so gerne, — fast möcht ich sagen, wider besser Wissen und Gewissen — in die Liebe mehr Moral, als Physik hineinzubringen suchen, um ihrer eigenliebigen Eitelkeit gewisse, nur zu unleugbare Dinge zu verhehlen, — die Menschen möchten so gern in

den Augenblicken, wo sie sich höchst glücklich fühlen, zu gleicher Zeit für sehr erhaben gelten: welches aber die neidische Natur durch eine ungeheure Kluft getrennt zu haben scheint. Denn die Liebe ist und bleibt nicht nur eine Leidenschaft, gegen welche anzukämpfen rühmlicher ist, als ihr zu unterliegen: sondern sie gehört auch offenbar zu den Schwächlingen unter den Leidenschaften; nnd steht, ästhetisch-betrachtet, tief, z. B. unter Ehrgeiz, Rachsucht u. s. f.

Pathetische Liebe mag uns daher mit dem innigsten Mitgefühl, mit Schauer, Schreck, Furcht, Hofnung und allen andern sympathetischen Empfindungen durchdringen: nur müssen wir das ästhetisch-erhabene nicht mit dem ächtmoralisch-erhabenen verwechseln.

Was die Einbildungskraft schauern und beben macht, was die Leidenschaft in die gewaltsamste Zukkungen versetzt, das lockt der Vernunft oft kaum ein Lächeln ab. Dichterische Erhabenheit ist nicht immer ächtmoralische!

Mit großen Kräften zu großen, moralisch-großen, Zielen hinstreben, heißt allein — großhandeln: aber in unsern Urtheilen über wirkliche oder auch von Dichterkunst dargestellte Handlungen des menschlichen Lebens und noch mehr in unsern Empfindungen,

lassen wir uns, meistentheils ohne Rücksicht auf die Zwekke, an großen Mitteln genügen.

Daher — unsere übertriebene Bewunderung für Genies, und für Helden: ohngeachtet wir es uns nur zu oft ins geheim gestehen müssen, daß jene — Thoren, nicht selten Bösewichter, und diese — Verwüster waren; daß sie, auf der Wage der Sittenlehre gewogen, zu leicht gefunden werden. Nicht gewöhnlich, nicht alltäglich, sondern selten und ausgezeichnet sind die Kräfte, mit welchen Meister handelt, sind die Anlagen, welche er entwickelt: aber er handelt mit jenen, er entwickelt diese, — zu den würdigsten, achtungswerthesten Zwecken, zur Veredlung und wahrhaften Beglückung seiner selbst und anderer.

Eben in diesem Fortstreben zur Veredelung, in dieser Läuterung und Reinigung des Besten und Edelsten im Menschen, in dieser allmähligen Abstreifung jeder Raupenhülle des höhern Wesens in uns, ich will sagen, in der immer kühnern Befreyung des Geistes von Schwärmerey, leidenschaftlicher Ueberspannung und Täuschung jeder Art, wodurch der Geist dem Irrthum, das Herz der Verführung ausgesetzt ist; hierin, ja hierin ist einer der eigenthümlichsten Vorzüge von Meisters Lehr-

jahren zu setzen. Es ist keine einseitige, durch außerordentliche Leidenschaften aufgeregte, mit außerordentlichen Kräften ausgestattete Menschheit, die wir hier zu gewissen, für gros-gehaltenen, überspannten und fantastischen Zielen hinstreben sehen; wo so oft Leidenschaften nur für Leidenschaften in Thätigkeit gesetzt, und große Kräfte durch noch größere zerstört werden: (die Geschichte der meisten Großthaten!!)

Im Gegentheil erblicken wir hier die einfache, reine Menschheit, in ihrer natürlichen Einfalt und vielseitigen Bildsamkeit: diese sehen wir hier unter den gewöhnlichsten, am öftersten vorkommenden Umgebungen der Dinge, sich entwickeln und handeln, sich immer freyer und vielseitiger entwickeln, immer weiser und edler handeln.

Wir verschlingen den Werther; wir durchdenken den Wilhelm Meister: wir fühlen uns tief gerührt durch jenen; wir fühlen uns veredelt durch diesen: mit bangen Schauern lesen und wiederlesen wir den ersten Roman; mit wahrhaft-menschlichem Wohlbehagen den anderen. Seyd ihr unglücklich? Seyd ihr verliebt? Fühlet ihr euch von gewaltsamen Leidenschaften zerrissen?

Leset den Werther!

Habt ihr viel erfahren? viel beobachtet? viel und oft in den Spiegel eures bessern Selbst hineingeschaut? Und ists euch (was es so wenigen ist) ein wahres Interesse, dieses bessere Selbst in Gesinnungen und Handlungen immer reiner, immer treuer nachzubilden und auszudrücken?

Leset den Meister!

Werther wird euch einige, angenehm-traurige Momente unterhalten; Meister wird euch für ein ganzes Leben belehren und bessern: Werther wird, wie eine sympathetische Musik, erhaben-phantastisch eure Leidenschaft zerstreuen: Meister wird, wie ein Blatt aus dem Buch wahrer Menschen-Weisheit, euren Geist erleuchten, euer Herz zu jedem wohlthätigsten Gefühl erwärmen.

Noch eine Bemerkung, die, über alles beherzigungswerth an sich, zur Auffassung des wahren Gesichtspunktes dieses neuesten Göthischen Romans, und des Meisterschen Charakters insbesondre, nothwendig ist, wenn sie gleich gewissermaßen nur als Resultat unserer bisherigen Erläuterungen angesehen werden kann.

Der große Königsberger-Philosoph behauptet mit Recht, daß alle unsere Ideale des Schönen nichts anders sind, als gleichsam die Mittelzahl oder Mittel-gestalt zwischen

den zahllosen Individuen und Einzel-Wesen, die sich unserer beobachtenden Anschauung in der Wirklichkeit darstellen, und aus welchen unsere Einbildungskraft mit schöpferischer Hand Ein Bild, Eine Gestalt zusammensetzt, die keiner der wirklich-angeschauten gleicht, aber von jeder derselben etwas, von allen das Mittel hat: (so — unsre Denk-bilder von einem schönen Munde, schöner Stirn, schöner Hand; denen nichts wirkliches dieser Gattung durchaus entspricht, alles aber, ein häßlicher Mund, eine unregelmäßige Stirn, eine nicht-schöne Hand selbst nicht ausgenommen, ähnlich ist.)

Auf gleiche Art besteht auch das Ideal ächter, reiner Menschheit weder in hohen, außerordentlichen Geisteskräften, die das Genie ausmachen; noch in großen und kühnen Leidenschaften, und darauf beruhender ausserordentlicher Thatkraft des Willens; die den wesentlichen Charakterzug des Helden zeichnen. Beydes, das Genie und der Held, sind gleichsam die äußersten Enden (Extreme) der Menschheit, d. h. ihrer Geistes- und ihrer Willens-Kraft.

Aber zwischen beiden ziehet sich die schöne Mittel-linie der reinen Menschheit, das ächte Ideal menschlicher (intellektueller

und moralischer) Schönheit und schöner Menschlichkeit hin: zwischen dem Genie, und dem Helden liegt es in der Mitte: und heißt — ein erleuchteter Geist, und ein edles Herz.

Ein erleuchteter Geist uud ein edles Herz bilden also das höchste Ideal der Menschheit, welches wir, mit einem eigenthümlichen Ausdruck, die reine Menschheit benahmen wollen.

So wie weder Aphroditens Herzen-schmelzende Weiblichkeit, noch Jupiters alles-überragender Männer-Adel, die höchste körperliche Schönheit bilden, die wir allein in Apollo's Jünglings-Männlichkeit, verschmolzen mit jungfräulicher Weiblichkeit, bewundern: eben so erfüllen weder Newton, als großer Denker, noch Göthe, als ästhetischer Künstler und Empfinder, noch Friedrich als Held und Eroberer, das wahre Ideal der Menschheit.

Wie viel müssen wir hinzuthun zu Genie's, wie Voltaire, wie Mirabeau, um sie achtungs- und liebenswerth zu finden? wie viel abziehen von Friedrichs mancher, von ihm selbst eingestandenen schwachen oder tadelhaften Seite, um in unserer Bewunderung für seine Geistesgaben und Grosthaten nicht durch unangenehme Gefühle unterbrochen zu werden?

Um in einer oder mehreren Wissenschaften als großer Denker, in einer oder mehrerern Künsten als erfinderisches Genie und großer Künstler zu glänzen, wie einseitig, wie eingeschränkt muß sich da nicht meistentheils der Geist und der ganze Mensch bilden? Liegt nicht in eben dieser Einseitigkeit, dieser Eingeschränktheit großer Denker, Künstler und Helden die fruchtbarste Ursache der Sonderbarkeiten, Thorheiten und Verkehrtheiten, deren man sie meistentheils und mit Recht, von je her beschuldiget hat. Sagen wir nicht, durch die mannigfaltigsten Erfahrungen dieser Art belehrt, so allgemein-wahr, daß eine Welt voll lauter Genies und lauter Helden nicht bestehen könnte?

Denken wir uns, wie wir's uns mit dem erhabensten Geistesschwunge, dessen unsre Vernunft fähig ist, immer zu denken pflegen, eine allerhöchste Weisheit und Güte als den Urheber und Anordner dieses Weltalls und der menschlichen Dinge; so konnte es den Zwecken derselben, nach allen ihren andern uns bekannten Absichten, unmöglich angemessen seyn, lauter Genies oder Helden zu schaffen: wenn sie gleich in der Reihe menschlicher Begebenheiten einzelne Menschen von großer Denkkraft und kühnem Unternehmungsgeist sehr wohlthätig zu nutzen und

zur Beförderung ihrer weisen Absichten zu brauchen wuste.

Je mehr die Menschheit sich ausbildet und vervollkommnet: desto weniger braucht es großer Revolutionen und gewaltsamer Umwandlungen der Dinge, wie sie da gewöhnlich durch große Geister und außerordentliche Menschen hervorgebracht wurden: desto allgemeiner verbreitet, desto richtiger vertheilt sich die Masse nöthiger Einsichten und brauchbarer Thatkräfte des Willens unter allen Ständen und Klassen der Menschen: desto unnöthiger, und zugleich desto schwerer wird es auch, als Genie — oder als Held zu glänzen.

Wenn also weder blos Denken, noch blos Empfinden, noch blos Handeln, die Bestimmung des Menschen ausmacht: wenn vielmehr ein gewisses harmonisches Gleichgewicht in der Entwickelung und Beschäftigung dieser in uns schlummernden Kräfte, um einen Ausdruck der Mahlerey in die moralische Psychologie zu übertragen, als die wahre Haltung unseres Wesens, und als das unentbehrlichste Bedürfniß für das würkliche und thätige Leben angesehen werden muß; (weil der Mensch nur alsdann gleichsam ein harmonisches, in allen seinen Kräften und Anlagen mit sich selbst übereinstimmendes Ganze

bildet): bey welchem Grade der Bildung des Geistes und des Herzens werden wir jenes Gleichgewichts aller unsrer Kräfte am meisten fähig seyn? Wir antworten: Wenn wir erleuchtet denken, zart empfinden, und edel handeln!

Genie und Heldenthatkraft sind freilich durch ihre Natur weder mit einer aufgeklärten Denkungsart, noch mit zarter Empfindung, noch mit einer edlen Handlungsweise unvereinbar: es gab Genies, es gab Helden, die alle drey Elemente jenes harmonischen Gleichgewichts unsers intellektuellen Seyns meistentheils sehr glücklich vereinigten.

Aber das hervorstechende und außerordentliche der Denk- oder Empfindungs- oder Thatkräfte, wodurch allein nur große wissenschaftliche Erfinder oder Dichter und Künstler, oder Helden möglich sind, giebt dem Geist allemal einen ganz natürlichen Ueberschwung entweder für das Denk- oder für das Empfindungsvermögen, oder für die Willenskraft, und stört dadurch jenes harmonische Gleichgewicht. Eine gleiche, diesem letztern höchst ungünstige Einseitigkeit erfordert die wirkliche Ausbildung der Anlagen zum Genie oder Helden: indem selbst die außerordentlichsten dieser Anlagen, unbegünstiget durch die äußern Umstände,

und unangebaut durch vorzügliche Sorgfalt für ihre Entwickelung, auf immer, wie im Schlummer begraben liegen.

Wenn wir dagegen, ohne durch einen unwiderstehlichen Trieb für die einseitige Ausbildung der einen oder der andern, unter den genannten Kräften hingerissen zu werden, alle unsere Kenntnisse auf die Erleuchtung des Verstandes durch die wichtigsten und allgemein-brauchbarsten Wahrheiten anwenden, und die so erlangten Einsichten selbst wieder zur Veredlung und Beglückung unsrer Selbst und anderer benutzen: dann gelangen wir zu jenem harmonischen Gleichgewicht aller unserer Kräfte, zu jener glücklichen Uebereinstimmung unseres intellectuellen und moralischen Wesens in allen seinen verschiedenen Elementen: dann erfreuen wir uns der schönsten und wünschenswürdigsten aller Gaben, welche der Himmel seinen Lieblingen unter den Sterblichen darreicht, und wovon es nach allen Anlagen, die wir in der moralischen Welt getroffen sehen, sein ernster Wille ist, daß die gesammte Menschheit und jedes Einzel-wesen damit beglückt werden soll: wir erfreuen uns eines erleuchteten Geistes und eines edlen Herzens.

Aber freilich gehört es mit zu dem Verderbnis der moralischen opinion publique der cultivirten Menschheit, (ich bitte um Verzeihung wegen dieses aus der französischen Revoluzion übertragenen Ausdrucks) daß wir auf außerordentliche Geistes- und Willenskräfte, daß wir auf Genies und Helden, einen so uneingeschränkten, einen fast unbedingten Werth setzen. Der Grund dieser Bewunderung ist, wie wir wissen, psychologisch-ästhetisch, ist in dem uns angebornen Gefühl für das große, seltene, ungewöhnliche zu suchen. Große Maßen, besondere Gestalten, befremdende Abweichungen von der Regel, in der Geister- so wie in der Körperwelt, erschüttern, reitzen, unterhalten die Einbildungskraft.

Der Anblick außerordentlicher Kräfte des Geistes, wie des Willens, an andern, erhöht auf einige Augenblicke das Gefühl unserer eigenen: und die natürliche Bewunderung für dieselben scheint uns von der Hand der weisen Natur insbesondre in der Absicht eingeflößt zu seyn, uns zur Entwickelung der in uns schlummernden Anlagen und zur möglich-größten Erweiterung des Würkungskreises unserer Thätigkeit anzuspornen.

Alle ästhetische Kunst, alle Darstellungen der Redner, Dichter und Schauspieler, der Mahler, Bild-

Bildhauer und Tonkünstler sind auf dem Gefühl für das große, neue, seltene, außerordentliche, als auf ihrem Grunde, erbaut. Denn Gegenstände dieser Art allein reitzen, unterhalten, rühren, erschüttern uns.

So wie aber die Sinnlichkeit bey dem Menschen überhaupt herrschender ist, als die Vernunft, und diese von jener nur zu leicht überwältiget wird: so vergessen wir auch, nach dem, was wir schon oben anmerkten, über der ästhetischen Bewunderung für das große und außerordentliche, der moralischen Schätzung des wahrhaft-heilsamen und edlen in dem Gebrauch und Aufwand ausgezeichneter Geistes- oder Willenskräfte, und werden, durch die genievollen und energischen Darstellungen der Künste, oder auch durch die Erzählung geschichtlich wahrer Thatsachen, (gewohnt, bey allen noch so geist- und herzerhebenden Spielen unserer Einbildungskraft, nichts, durchaus nichts in der Wirklichkeit um uns her verändert zu sehen, oder auch selbst verändern zu können) fast zu nichts anderem angeregt, als zu einem gewissen unstätten, unbestimmten Triebe nach Wechsel und Veränderung, zu einem gewissen Streben über den uns angewiesenen Glücks- und Pflichten-Kreis hinaus, zu übermäßigen Wünschen, überspannten Planen und fantastischen

Hoffnungen: wir lernen das bessere lebhaft schätzen, ohne unser schlechteres dagegen austauschen zu können: lernen den Besitz des gegenwärtigen anekeln, ohne unsere Wünsche für das eingebildete verwirklichen zu können: wir finden uns so behaglich in der erdichteten Welt, um die Menschen und die Dinge in der würklichen desto bitterer zu hassen.

Kurz: die gewisseste, dauerndste und fast einzige Wirkung unserer so genannten schönen Künste ist der Hang zum Abentheuerlichen, dieser Hang, der Schwärmerey und Flatterhaftigkeit in den Jünglingen, grundlose Plan- und unbedachtsame Neuerungssucht in dem männlichen, und Unzufriedenheit und Tadelsucht in dem Greisen-Alter, so verderblich nähret.

Aus allem, was bisher gesagt worden, geht hervor, daß ein Charakter, der das Bild reiner Menschheit zurückstrahlen soll, mit keinen außerordentlichen, weder Geistes- noch Willenskräften ausgestattet, daß er weder Genie noch Held seyn darf, sondern zwischen beyden äußersten Endpunkten unserer geistigen Energien die Mittellinie bezeichnen, das heißt, daß er ein Mensch — höchstens von ausgezeichneten Gaben mit einem erleuchteten

Geist und mit einem edlen Herzen seyn muß.

Und einen solchen stellet uns Göthe in seinem Wilhelm Meister auf. Der Dichter schildert seinen jungen Freund als einen Jüngling von leicht-anzuregender, feuriger Einbildungskraft, von zartem und starkem Gefühl, von früher und nicht-unglücklicher Strebsamkeit, Dichter- und Schauspieler-Talent zu entwickeln. Nirgends aber läßt er uns Proben einer wahrhaft-dichterischen, originellen Productionskraft von demselben sehen: nirgends läßt er ihn als Schauspieler mit einem hinreißenden, alles-bezaubernden Beyfall empfangen oder beklatscht werden. Er dichtet, und dichtet glücklich; aber nicht wie Göthe: er spielt die Rollen seines Schauspiels mit Gefühl und Wahrheit, und nicht ohne Beyfall: aber er ist weder Fleck noch Iffland. Selbst seine Liebe für Marianens rührende Reitze hat mehr zärtliches, wahres, inniges, wie es die Jünglingsliebe einer unschuldigen Seele immer zu haben pflegt, als hohes, tragisches, und noch weniger fantastisch-überspanntes.

Ein Jarno giebt ihm neue Ideen, belehret ihn; ein Serlo übertrift ihn an gewissen schätzbaren Einsichten, wenn gleich nicht an ästhetischem Gefühl, und feinem, richtigem Urtheil über das

wahre Wesen der Dicht- und Schauspielkunst: der Abbe und Lothario sind ihm offenbar überlegen, jener als origineller Philosoph, dieser als erprobter Weltmann. Meister ist ein Geist von vorzüglichem Talent: er ist nicht Genie. Aber ist er vielleicht Held? Nirgend setzt er uns in Erstaunen oder in Bewunderung durch außerordentliche Anstrengungen oder alles hingebende Aufopferungen; nirgend läßt ihn der Dichter seltene, große Schicksals-Kämpfe bestehen: nirgend für unendliche, unerreichbare Plane übermäßige Kräfte anwenden. Seine Liebe für Marianen hat, wie wir schon bemerkten, eine seltene, aber keine erstaunenswürdige Energie; es bleibt ihm so gar Muth und Entschlossenheit genug, sie moralischen Rücksichten unterzuordnen. Seine Bemühungen und Aufopferungen für Mignon und den Harfner, für Unterhalt und Aufnahme der Schauspieler-Truppe, sind die Kraftäußerungen mehr einer edlen, als einer großen Seele: seine Plane zur Veredlung des teutschen Schauspiels und teutscher Schauspielkunst, sind nicht die Plane eines in's Unendliche, Ungeheure hinausstrebenden Geistes. Das von ihm gewünschte, gesuchte, und — vielleicht nur durch die Kunst des Dichters — ziemlich glücklich-bestandenen Abentheuer mit der Gräfin, gewisse Auftritte

mit Philinen, die ganze Beweglichkeit seines Herzens durch Weiber-Hand, die endliche Aufgebung seines Plans für Schauspiel und Schauspieler-Kunst; so wie insbesondere auch dies, daß er gleichsam vom Anfang bis zum Ende seiner Entwickelung das Spiel einer zu seinem Heil verbündeten, ihm unbekannten Gesellschaft ist: alles dies spricht, nach den erklärtesten Absichten des Dichters selbst, keinen Helden. Meister ist ein junger Mann von hellen Einsichten, erweitertem Geist, erhöhtem Kunstsinn, edlen Gesinnungen, und insbesondere auch von einer gewissen eigenthümlich-standhaften und nie erschlaffenden moralischen Energie. Jeder erleuchtete Geist, jedes edle Herz, kann sich durch diese Irrthümer täuschen, mit diesen Fehlern fehlen, zu diesen Leidenschaften verleitet werden; muß aber auch mit diesen Kräften gegen seine Irrthümer, Fehler und Leidenschaften ankämpfen.

Meister ist weder Genie noch Held: aber er handelt, auf der Wage moralischer Würde gewogen, größer als beyde: er bezieht alle seine Kenntnisse auf Erleuchtung des Geistes durch die Erkenntniß des wahren, guten und schönen: und wuchert dann mit derselben zur Veredlung und Beglückung seiner selbst und anderer.



* * *

Denselben Geist moralischer Veredlung hat der Dichter in den Charakter der schönen Seele gebracht, deren Geständnisse er uns in dem sechsten Buch liefert, und in welcher er, wie er's in dem letzten Theil der Lehrjahre selbst andeutet, ein Beyspiel eines überbildeten Moralsinnes aufstellen wollte. Alle rein-religiöse Schwärmerey, so wie sie sich da in der zarten Seele eines Fenelon, eines Rowe äußert, ist nichts anders, als Ueberspannung des Moral-Gefühls, welches in dem Umgange mit Gott und höhern Wesen und in der Welt des Uebersinnlichen seine höchsten Zielpunkte sucht: das Ideelle des Moral-gesetzes, nemlich, wie es da der große Stifter der Kritischen Philosophie sehr richtig entwickelt hat, täuscht die Seele so leicht bis zur Verwirklichung; die, so getäuscht, dasjenige ausser sich sucht, was eigentlich in ihr liegt, und das zurückgestrahlte reine Bild ihrer eignen schönen Gestalt für ein besonderes, selbstständiges Wesen, und das nicht-sinnliche für übersinnlich hält. Daher waren (was das Jahrhundert des Unglaubens sich schwerlich wird überreden lassen) alle rein-religiöse Schwärmer allemal sehr moralische-edle Menschen: und die

so genannte Mystik hat um die Verfeinerung des Moral-sinnes sehr wesentliche Verdienste, die von den Philosophen bis dahin noch nicht genug anerkannt worden. Aber so wie, nach unsern bisherigen Erläuterungen, Kunstsinn den Dichter und Künstler, Thatkraft den Helden, sehr oft über die heiligen Schranken der Moral hinausreißen: so tritt durch religiöse Schwärmerey der Moralsinn über seine eignen Schranken hinaus, und erweitert sich, gleichsam auf Kosten des Kunstsinnes, oder der Denkkraft, und nicht selten sogar auf Kosten edler moralischer Thätigkeit. *)

Denn so sonderbar auch der letzte Zug in dem Charakter religiöser Schwärmerey scheinen mag: (indem moralische Veredlung offenbar der Strebe-Punkt aller Mystik ist; und grade diesen verliert hier die Seele aus den Augen) so ist er doch durch die Geschichte der Mystiker, und selbst der achtungswerthesten unter ihnen, hinlänglich bestättiget; und Göthe selbst winket denselben in den Geständnissen der frommen Seele an verschiedenen Stellen. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung ist kein andrer,

---

*) Mystiker versinken nemlich oft in eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle Pflichten der Menschheit.

als der: daß die, durch die Verwirklichung ihrer eigenen Ideale getäuschte Seele an diesen Idealen, die ihrem eigenthümlichen Schwung für das geistige so einzig schmeicheln, so einzig hängt, und die wenig-befriedigende Wirklichkeit, die überhaupt für Geister solches Schwunges etwas gemeines hat, darüber vernachläßigt: so wie ein großer Theil von Menschen oft vielmehr an erträumten Hoffnungen der Zukunft, als an wirklichen Gütern der genusvollen Gegenwart hängt.

Bewunderungswürdig-fein psychologisch hat der Dichter (Siehe Sechstes Buch) den Moment gezeichnet, wo die schöne Seele aus dem Dunkel der Mystik in die helle Welt der Philosophie über Natur und Kunst hinüberblickt, und ihre religiöse Gefühle durch deutliche Begriffe aufklärt. Weislich läßt er's unbestimmt, ob sie in der Folgezeit mehr der Philosophie oder der Mystik treu geblieben? Seelen dieser Gattung ist es selbst, und vielmehr noch dem fremden Beobachter, schwer, von dem eigentlichen Zustande ihres Geistes Rechenschaft abzulegen, und zu sagen: ob in der dunklen Helle, und dem hellen Dunkel, welches die Mystik allemal über die Seele verbreitet, mehr Tag oder mehr Nacht herrsche? Doch scheint der Dichter nicht unverständlich anzudeuten,

daß Mystik fortdauernd, auch nach jenen momentanen Blitzen von Philosophie, der herrschende Grundton der schönen Seele geblieben: worin er eben so glücklich die Natur copirt hat. Leichter ists, kann man sagen, einen moralischen Sünder zu bekehren, als eine mystische Seele bis auf den Grund zu erleuchten: denn der ganze Umfang der sinnlichen Natur, die man sie kennen lehrt, bietet ihr nichts zum Ersatz des Uebersinnlichen dar, aus dessen Besitz man sie heraustrieb; und von jenen, über alles schätzbaren, Gütern bleibt nichts als ein ungeheurer, leerer, ewig-unausfüllbarer, Raum, vor welchem der einst so reiche Geist nicht anders als bange zurückschauern kann. Ein solcher Geist gleicht einem, vom Thron gestürzten, Könige: unvergeßlich ist ihm seine einst-besessene Größe. Dem Verfasser von Meisters Lehrjahren wird es übrigens jeder moralische Psychologe danken, daß er am Schluß eines Jahrhunderts, vor dessen Leichtsinn und Unglauben, (so oft verdeckt mit der schmeichelnden Ueberschrift: „Aufklärung",) nichts weniger Verzeihung findet, als religiöse Schwärmerey, dieses in seiner Art einzige, jedem Philosophen höchst merkwürdige Phänomen des menschlichen Geistes, aus einem Gesichtspunct gezeigt und dargestellt hat, der eben so wahr, als

schön ist, und den die kleinen Seelen vieler unter den allerneuesten Theologen kaum zu fassen fähig sind. Vielleicht giebt es in dem Charakter der ganzen Menschen-Natur keinen bedeutungsvollern und keinen erhabnern Zug, als den Hang zur Mystik, von dem jeder unverdorbene Mensch etwas hat.

Aber — für gewisse Wahrheiten, wenn sie von den Hörern, oder Lesern mit der ganzen Fülle ihrer Kraft vernommen werden sollen, giebt es, so wie für eine große Musik, wenn sie mit jedem erhabensten und jedem feinsten Ton, nach ihrem Gesamt- und nach jedem Einzel-Eindruck, ins Ohr fallen soll, nur gewisse Oerter, wo sie gesagt werden müssen. Und dieser Ort ist nicht grade hier.

Ein rein-moralischer Charakter, rein von religiöser Schwärmerey, und (so wie ihn uns wenigstens der Dichter erscheinen läßt) rein selbst von Schwachheiten der Triebe und Leidenschaften, ist „Natalie."

Was Wilhelm von dem gemahlten Bilde der schönen Seele der Tante Nataliens, zu der letztern sagt: „das Bild gleicht Ihnen im allgemeinen, recht sehr gut, doch sind es weder Ihre Züge, noch Ihr Charakter": das können wir sehr schicklich auf den Geistes-Charakter dieser

beyden edleren Originale von schönen Weiberseelen anwenden.

Wäre Natalie, statt Niece, die Tante der schönen Seele und diese statt der Tante die Niece Nataliens gewesen, und hätten zugleich ein zarter Körperbau, und eine einseitige Bildung — Nataliens Geist eben so eingeschränkt, wie nun den Geist der schönen Seele: so würden, nach allen Zügen der Göthischen Darstellung, Tante und Niece ihre Geistescharaktere gewechselt und jene die rein moralische Seele, diese — der Mystiker geworden seyn. Aber nun merkte die Niece ihrer Tante zu viel Beschäftigung mit sich selbst, und eine gewisse sittliche und religiöse Aengstlichkeit (es sind die eignen Ausdrücke Nataliens) als kleine Flecken ab, wischte diese aus ihrem eignen Geist weg, und ward — Natalie. Beyde Seelen sind von einem Grundstoff: die äußern Umstände allein modelten diesen so, jenen anders: aber auch in der verschiedenen Form fällt dem Auge noch die treffendste Aehnlichkeit auf. So sagen wir von Mutter und Tochter, die sich sehr ähnlich sind: diese Mutter war einst eine solche Tochter! und diese Tochter wird einst eine solche Mutter werden! (Künftigen Moral-psychologen werden diese Bemerkungen über die Assimilazion der Geister z. B. eines Horaz und eines

Ramler, eines Alexander und eines Karl XII, nicht unbrauchbar seyn.)

„Sie haben sich, (sagt Wilhelm zu Natalien) sie haben sich, man fühlt es Ihnen an, wol nie verirrt: sie waren nie genöthiget, einen Schritt zuviel zu thun.“ Dies ist ohne Zweifel das höchste, was von einem moralischen Charakter gerühmt werden kann: und Natalie setzt mit der, reinen Seelen eigenthümlichen, Freymüthigkeit, (die eben, weil sie Eitelkeit verschmäht, auch ihr eignes Lobenswürdige anerkennt) hinzu: „Das bin ich meinem Oheim und dem Abbe schuldig, die meine Eigenheiten so gut zu beurtheilen wusten.“

Und welches sind die schönen Züge dieser moralischen Engelgestalt? Tiefe Empfindsamkeit für die Bedürfnisse und Leiden der Menschheit, für jedes zufällige oder verschuldete Misverhältnis in der moralischen Welt; eine unermüdet thätige Strebsamkeit, diese Misverhältnisse auszugleichen, jene Bedürfnisse zu befriedigen, jene Leiden zu mildern. „Das Kind, das noch nicht auf seinen Füßen „stehen konnte, der Alte, der sich nicht mehr „auf den seinigen erhielt, das Verlangen einer „reichen Familie nach Kindern, die Unfähigkeit „einer andern, die ihrigen zu erhalten, jedes „stille Verlangen nach einem Gewerbe, den

„Trieb zu einem Talente, die Anlagen zu hun-
„dert kleinen nothwendigen Fähigkeiten, diese
„überall zu entdecken, schienen meine Augen von
„der Natur bestimmt".

Nicht wahr? wir hören da einen milden, wohlthätigen Schutzgeist sprechen, den, nach dem schönen Glauben der Alten, die Götter den schwachen Sterblichen zur Unterstützung ihrer Schwachheit an die Seite gesetzt, und der hier mit einem Munde, welcher nur holde, tröstende Worte spricht, die Zwecke seiner Sendung unter die Menschen verkündiget.

Voll tiefer Bedeutung ist es, wenn Natalie gleich darauf hinzusetzt, daß die Reize der leblosen Natur, und noch mehr die Reize der Kunst geringe, oder gar keine Wirkung auf sie äußerten, und daß die Auffindung von Ersatz, Mittel, Hülfe gegen Mangel oder Bedürfnis der Menschheit sie fast einzig vergnügte, so wie einzig beschäftigte.

Treffend wahr bemerkt Kant, daß reines Wohlgefallen an Naturschönheiten mit dem Moralgefühl am nächsten verwandt ist; und daß Seelen, von jenem durchdrungen, meistentheils auch für jede Menschenpflicht sehr zart empfinden. Aller wohlthätige Einfluß der Natur durch Kunstschönheiten, (wir wollen sagen, ächter Darstellung durch Rede, Dichtkunst,

Mahleren, Ton- und Schauspielkunst) beruht auf der innigen Verwandschaft zwischen unserm angebornen Sinn für das Schöne und für das Gute: wenn gleich Erfahrung und Wirklichkeit uns beyde, leider! nur zu oft, durch eine ungeheure Kluft getrennt zeigen.

In einer so durchaus reinen und original-moralischen Seele dagegen, in einem moralischen Genie (möchte ich fast sagen,) als uns der Dichter in Natalien aufstellt, kann der Moralsinn auf eben die Art über das Gefühl für das Schöne der Natur oder der Kunst das Uebergewicht behaupten, als in mathematischen oder dichterischen Genies der Kunstsinn für Mathematik und dichterische Darstellung überschwenglich ist, und alle andern Fähigkeiten und Neigungen der Seele gleichsam verschlingt. Der moralischen Bedürfnisse, denen abgeholfen, der Leiden, die gemildert werden sollen, sind so viele, und die Strebsamkeit dafür wird so mannigfaltig und so dringend aufgerufen, erfordert einen so fortgesetzten Kraft-Aufwand, daß selbst das, nächst dem Gefühl für das Gute, edelste, und wohlthätigste unserer Natur, das Gefühl für das Schöne nämlich, aufgeopfert werden, ja fast unausgebildet bleiben muß. Zu geschweigen, daß die lebenlose Natur, und noch leblosere Kunst, selbst in ihren energievollsten und

erhabensten Kraftäußerungen, nichts, durchaus nichts vergleichbares haben mit dem Adel und der Würde freyer, moralischer Geschöpfe, und daß derjenige, der sich (wie Natalie) mit Geist und Herz auf diese Seite wendet, gar leicht gleichgültig, durchaus gleichgültig gegen jene werden kann. Daher zählen wir diese Gleichgültigkeit Nataliens gegen die Reitze der Natur und der Kunst mit Recht zu den bedeutendsten Zügen ihres Moralgenies.

* * *

Alle so genannten Werke der Liebe betreffen immer nur einzelne Bedürfnisse, oder einzelne Gebrechen an dem Menschen: nichts trift den ganzen Menschen, nach Körper und Geist, nach Geist und Herz, nach Sitten und Schicksalen, nach Gegenwart und Zukunft, so innig, so allseitig, als Erziehung und Geistesbildung. Nataliens süßeste und vorzüglichste Beschäftigung ist es, junge Mädchen zu erziehen, und, um ihren eignen Ausdruck zu brauchen, sie zum Guten und Rechten zu bilden. Und welche Erzieherin! Die es so ganz beherziget, „daß, wenn man ein Kind nennet, man nicht den Gegenstand, sondern seine Hoffnungen ausspricht.“ Aus welcher an-

dern Schule werden der Menschheit süßere und gewissere Hoffnungen sprossen, als aus dieser, wo eine Lehrerin von diesem Geist und diesem Herzen junge Geister und zarte Herzen bildet?

Menschen von streng-moralischen Sitten und festen Grundsätzen dulden selten auch nur Schwachheiten, und noch weniger Laster an andern: am allerwenigsten aber Grundsätze, welche denen, die sie nähren, und vielleicht noch mehr denen, die durch sie nach diesen Grundsätzen sich bilden, verderblich werden könnten. Nicht so Natalie. Der Abbe hat schnurstracks entgegenlaufende Grundsätze, und eine ganz entgegengesetzte Erziehungsweise: nach der ihrigen ist alles bestimmt, abgemessen, Regel; und man kann nicht früh genug eilen, die zarte Natur in diese Regel zu schmiegen: „wie ich die Menschen sehe, sagt sie einmal, scheint in unsrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entschieden-ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann.“ Bey dem Abbe dagegen ist alles lose, locker, unbestimmt; und man muß jeden Menschen durch eigne Abweichungen von der Regel die Regel selbst finden, und sich nur desto sicherer darnach bilden lassen. So verschieden denken, handeln beyde: und Nataliens eigner Bruder wird von dem Abbe nach

dieser,

dieser, ihm selbst mehr gefährlich als heilsam scheinenden Methode erzogen. Aber mannichfaltige Erfahrungen von der Vielseitigkeit und Bildsamkeit der Menschen-natur haben sie gelehrt, eine solche, der ihrigen ganz entgegengesetzte, Erziehungsmethode wenigstens als Versuch zu dulden. Denn nach allem liegt die einzig-wahre Pädagogik zwischen beyden in der Mitte: und einige Geister kann man nicht früh, andre nicht spät genug in die Fesseln der Regel schlagen: einige bedürfen des Zaums, andre des Spornes.

Dieselbe Erweiterung des Geistes, dieselbe Veredlung des Herzens, spricht in allen ihren Reden, in allen ihren Beobachtungen über Natur, Kunst und Menschenbildung.

In Hinsicht auf die letztere — billig der Lieblingsgegenstand einer solchen Denkerin — äußert sie folgende Betrachtungen, (über die Rousseau in seinem Aemil commentirt haben würde,): „Wie oft macht der gute Mensch sich „Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt „habe: und doch, wenn nun eine schöne Natur „sich allzugut, allzugewissenhaft bildet, ja, wenn „man will, sich überbildet, für diese scheint „keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt „zu seyn.“

Wohl muß man von einer höchst veredelten Natur seyn, um eine moralisch-überbildete Natur, muß eine Natalie seyn, um eine schöne Seele (denn von dieser redet sie hier ins besondre) nach ihrem wahren und vollen Werth schäzzen zu können. Eben dieser Tante legt sie bey — „eine Reinlichkeit des Daseyns, nicht allein „ihrer selbst, sondern auch alles dessen, was sie „umgab; eine Selbstständigkeit ihrer Natur und „die Unmöglichkeit, etwas in sich aufzunehmen, „was mit der edlen, liebevollen Stimmung „nicht harmonisch war.“

Ich finde bey keinem Moral-psychologen, ich finde selbst in Meisters Lehrjahren, keine Stelle, wo uns der Verfasser, als Denker und als Empfinder, so tief, und zugleich so klar die reine, unverdorbene, natürlich-edle, und durch eigne Anstrengung veredelte Menschennatur gleichsam bis auf den Boden durchschauen ließe, als diese, — ich setze die Ausdrücke, um sie mir desto tiefer einzuprägen, unverändert, noch einmal her, von der „Reinlichkeit unseres menschlichen Daseyns, von der erhabenen Selbstständigkeit unserer Natur, und der Unmöglichkeit, etwas in uns aufzunehmen, was mit der edlen, liebevollen Stimmung nicht harmonisch ist.“

Schmutz, Unreinigkeit des Geistes und des Herzens ist jede Thorheit, jedes Laster, und jede Unregelmäßigkeit, der wir uns überlassen: sie entstellen das schöne, engel-reine Antlitz unsrer besseren Natur, deren ewig-helle, unverlöschbare Züge uns das Gewissen (oder der Moralsinn, oder wie wir's sonst nennen wollen), wie ein Spiegel vorhält, damit wir unsre wirklichen Gesinnungen und Handlungen darnach regeln, und gleichsam schmücken. Denn durch edle, feste, sich selbst immergleiche Gesinnungen und Handlungen wird der Mensch allein nur ein Selbst, das heißt, ein von Eindrükken der Sinnlichkeit, von äußern Umständen und Zufälligkeiten unabhängiges, wahrhaft-moralisch-freyes Wesen, und steht da, er, eine der bedürfnisvollsten und abhängigsten aller Naturen, als ein durch sich selbst bestimmtes, vollendetes Ganze. Alles, was jenen Gesinnungen, jenen Handlungen widerspricht, ist ihm unmöglich, in seiner Natur aufzunehmen: es ist wie ein Ohr- und Herz-zerreißender Misklang in einem melodischen Konzert.

Eine solche feine Denkerin und zarte Empfinderin, wie wird sie sich in denjenigen Momenten zeigen, wo jeder noch unentwickelte Keim in dem Menschen sich entfaltet, und jeder entfaltete Blüthe wird? Wie wird sie lieben?

Eben hier war es, wo der Dichter Epikurismus und Platonismus, die alten Sagen von Physik und Moral der gewaltigsten und der sanftesten, der zusammengesetztesten und der einfachsten aller menschlichen Leidenschaften, durch die feinsten Schattirungskünste eines Guidonisch-sanften und Raphaelisch-starken Pinsels darstellen, entwickeln und auflösen konnte!:

So — wir: so — nicht der große Dichter.

„Sie haben wol nie geliebt?" frägt Wilhelm Meister Natalien.

und ihre Antwort?

„Nie, oder immer."

Dies Wort ist der bedeutendste und fast einzig-hervorstechende Zug, den uns des Dichters Hand aus den Tiefen dieser einzigen Seele über die wichtigste aller Herzenslagen in das Auge springen läßt.

„Nie oder immer"

hat sie geliebt. Ein kurzes, aber vielsinniges, viel-umfassendes Wort. Ihr ganzes Wesen, ihr Thun und Weben — was war es denn anders, als Harmonie, Uebereinstimmung mit sich selbst und mit allen edlen, unverdorbenen Wesen der Natur um sie her? ja was war es anders, als Liebe?

Sie hatte immer geliebt.

Aber Männerliebe, aber Geschlechtsliebe!!

Wenn diese nichts anders ist, als jene unselige Leidenschaft, die den ungestümen Jüngling zum Verführer, das schwache Mädchen zur Verführten macht, dann, ja dann freilich hatte Natalie —

nie geliebt.

Wenn dagegen auch Geschlechtsliebe, um mit dem schönen Alterthum zu reden, nur ein Laut jener ewigen Harmonie ist, wodurch alle Wesen, wie zum Einklang verbunden werden, ein Laut, in welchem zwey verschiedene Töne melodisch zusammenschmelzen: dann kann für Nataliens Herz auch Geschlechtsliebe nichts außerordentlich überraschendes seyn. Dann gilt es auch in dieser Rücksicht von ihr, daß sie — immer geliebt.

„Nie oder immer“

bedeutend genug, um uns zu winken, daß in Nataliens Herz auch Geschlechtsliebe mit jenem ihr eigenthümlichen, moralischen Geistesschwunge tingirt seyn werde. Und was wollen, was brauchen wir mehr zu wissen? Grade dadurch, daß der Dichter uns nichts weiter darüber sagt, hat er uns alles gesagt.

„Ja Freund, sagt sie zu Meister, der in der äußersten Verlegenheit wegen seines, der Auflösung nahen, Verhältnisses zu Theresen, Nataliens ganzes Vertrauen auffordert, und dem sie

kurz vorher betheuert hat, daß ihr Glück nur das Glück ihres Bruders Lothario seyn kann. „Ja Freund, sagt sie lächelnd, mit ihrer ruhigen, sanften, unbeschreiblichen Hoheit: „es ist viel„leicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen „sage, daß alles, was uns so manches Buch, „was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, „mir immer nur als ein Mährchen erschie„nen sey.“

Wie wahr! wie würdig der feinen Denkerin und zarten Empfinderin! Die Liebe ist nicht, was Schwärmerey sie dem Jünglinge, was tändelnde Vergnügungssucht sie dem Weltmanne, was Eigennutz und Eitelkeit sie dem Selbstsüchtigen scheinen macht: sie ist nicht blos Epikurismus, und nicht blos Platonismus; nicht blos physisch, und nicht blos moralisch: sie ist die Schwärmerey des Nüchternen, das Vergnügen des Edlen, der Eigennutz des Grosmüthigen: sie liegt zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Physik und Moral in der Mitte: nicht einige, sondern alle Energien unserer Natur, nicht ein Theil des Menschen, sondern der ganze Mensch, äussert sich in dieser sonderbarsten aller Leidenschaften.

Wenn Dichter die Liebe anders schildern oder Philosophen sie anders erklären: so gehören jene Schilderungen zu den mannigfaltigen Uebertreibungen erhitzter Phantasien, und diese Erklärungen zu den mannigfaltigen Irrthümern der stolzen Commentatoren der Natur.

Natalie denkt, empfindet, handelt, wie es die Natur mit sich bringt. Schon die alten Philosophen führten alle Moral sehr richtig auf den Grundsatz zurück: Lebe der Natur gemäß: (naturae convenienter vive.)

Wenn der Dichter im folgenden uns von Nataliens Liebe zu Meister weniger wissen läßt, als es die Neugier gewisser Leser gewünscht hätte: so wollte er damit diesen den Wink geben, daß man an ausgezeichneten Charakteren auffallende Unterscheidungen nicht grade da suchen muß wo es auf eine gewisse allgemeine und allgewöhnliche Empfindungs- und Handlungsweise oder Leidenschaft, wie hier z. B. die Liebe gewis ist, ankömmt. Er macht hier durch seine eigne Charakter-Darstellung wahr, was er den Lothario von ausserordentlichen Charakteren überhaupt bemerken läßt. „Daß sie sich in gewöhnlichen Dingen nur um desto mehr in das Alltagsgleis fügen, je weiter sie in wichtigen und außerordentlichen aus demselben heraustreten.“

Nächst der moralischen Natalie zieht die ökonomische Therese unsre Aufmerksamkeit an sich; ohngefähr, so wie, nächst der Beobachtung des heiligen Sittengesetzes, Lebensweisheit das wesentlichste Erfordernis eines preiswürdigen Menschen-Lebens ist.

So wie es ein eignes Ideal von physischer weiblicher Schönheit giebt, so auch von moralischer. Und hier, gestehen wir's unverhohlen,: (denn Wahrheiten, die der Mund der Natur selbst, laut, laut ausspricht, kann, darf, muß kein Schriftsteller verhehlen).: Kein Weib ist moralisch, moralisch-vollkommen, die nicht weise Haushälterin und fromme Kinder-Mutter ist.

Mögen uns einseitige und paradoxe Schriftsteller und Schriftstellerinnen noch so viel überschwatzen wollen von der völligen Gleichheit männlicher und weiblicher Geistes- und Körperanlagen: mögen sie die — fast möcht' ich sagen — neu-aufgefundene Rechte des Menschen, noch so scheinbar geltend zu machen suchen für die Verpflanzung des weiblichen Geschlechts aus der Kinderstube und dem Speisezimmer in die Registraturen, in die Canzeleystuben und gelehrte Hörsäle: männliches Genie, männlicher Scharfsinn, männliche Geschäftigkeit an einem Weibe wird unserm Gefühl immer

und immer so fremde bleiben, wie eine starke Habichtsnase an einem schönen Weiber-Kopf! Verschönern, veredlen können sich Weiber durch die angeführten Männer-Tugenden. Sobald sie ihnen aber Hauptsache werden; so bald sie auf dieselbe Ansprüche gründen wollen, wodurch sie sich über weise Haushälterinnen und fromme Kinder-Mütter erheben; so stoßen sie uns zurück, und unser Herz wünschte, sie für den Besitz dieser Tugenden derer des unsrigen entbehren zu sehen.

Geist der Klugheit, Geist der Klarheit, der Bestimmtheit und des Scharfsinns für alles, was dem Auge nahe liegt — das sind die eigenthümlichen intellectuellen Anlagen der Weiberseele. Wollte man es uns erlauben, das Verhältnis des männlichen Geschlechts zu dem weiblichen in Hinsicht auf ihre gegenseitigen Geistesanlagen und eigenthümlichen Thätigkeitskreis bildlich einzukleiden, und uns dazu der Anspielung auf eine sehr bekannte Geschichte zu bedienen: so würden wir sagen: Wenn der Mann über seinen gelehrten Untersuchungen, politischen Entwürfen, oder Kosmopolitischen Schwärmereyen, Gefahr läuft, seinen Weg auf Erden zu verlierrn, und in die Grube zu fallen: so muß ihn das Weib, vermöge jenes ihr eigenthümlichen Gei-

stes, davor zu bewahren; oder, wenn er vielleicht schon hineingefallen wäre, geschickt wieder herauszuziehen wissen.

In Theresen nun stellet uns Göthe das Ideal eines intellectuell-ausgebildeten Weiber-charakters und einer vollkommenen Haushälterin auf.

Meister bewundert an Theresen „ihre Kenntnis, Klarheit, Bestimmtheit und Gewandheit, in jedem Fall Mittel anzugeben,“ Und eben dies ist jener wahrhafte Weiberverstand für alles, was dem Auge nahe liegt.

Wir (Männer) lieben das allgemeine; die Weiber das besondre: wir gehen auf die Ursachen zurück; sie bleiben meistentheils bey den Wirkungen stehen: wir sprechen von Verbesserungen in der Haushaltung; sie machen sie. Vielleicht ward noch kein Verbesserungsplan in einem Hauswesen selbst von dem einsichtsvollsten und wirthschaftlichsten Mann entworfen, an welchem nicht eine geschickte Hausfrau, eine Therese, noch manches abzuändern, hier — gleichsam zu verkürzen, dort zu verlängern, hier wegzulassen, dort hinzu zu thun fand. Denn das ist weiblicher Geist des Details. Daher pflege ich zu sagen: Weiber sind geborne Regenten.

„Wie eine junge Ente gleich das Wasser sucht, sagt Therese, so war von der ersten Jugend an die Küche, die Vorrathskammer, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinheit des Hauses schien selbst da ich noch spielte, mein einziger Instinkt, mein einziges Augenmerk zu seyn.“

Pflicht und Tugendliebe bilden Ordnung und Reinheit in unserm besseren Selbst: und Ordnung und Reinheit in den Dingen, die uns umgeben, strahlt diese innere Harmonie gleichsam nach außen zurück. Die Seele drückt den Gegenständen ihre eigne schöne Gestalt auf.

Therese und Natalie sind durch die Grundstimmung des Geistes verwandter, als wir's auf den ersten Anblick glauben würden: in beyden wirkt derselbe Geist der Harmonie; in Natalien wirkt er mehr nach innen; in Theresen mehr nach außen: durch jenes wird Natalie ein moralisches, durch dieses Therese ein ökonomisches Genie.

Wir hörten so gern Reflexionen über Selbstbildung, Veredlung, und innere Harmonie des Menschen von Nataliens Engellippen: wen könnten wir wahrer, treffender urtheilen hören über Haushaltung, Reinlichkeit und äußerliche Ordnung, als Theresen?

Goldne Worte, werth, auf jeden Hauskalender mit jedem Jahr als Motto gesetzt zu werden sind es, wenn sie sagt:

„Wohlhabend ist jeder, der dem, was er besitzt, vorzustehen weis: vielhabend zu seyn ist eine lästige Sache, wenn mans's nicht versteht.“

„Das Gesinde muß eine Haushälterinn beobachten, wie ein Falk: denn im Vorbeygehen gesagt, darauf beruht eigentlich der Grund aller Haushaltung.“

„Niemand will dienen, nicht einmal sich selbst.

Dieser letztere Ausspruch allein schon würde Theresen bey jeder erfahrnen Hausfrau die Meinung einer guten Haushälterin erwerben: wofern anders diese scharfen und schlauen Prüferinnen sich jemals an bloßen Worten genügen ließen. Aber einen so wahren und oftgeseufzten — Stoßseufzer aller edlen Wirthschafterinnen, den das Betragen des Gesindes ihnen abpreßt, enthält dieses Wort. Denn in der That! der Mensch ist bey seinen bestimmtesten Anlagen zur Thätigkeit, ein sehr läßiges und träges Geschöpf, besonders in allem, was Pünktlichkeit in kleinen Dingen betrift, die, wie bekannt, die wahre Gesinde-Tugend ist.

Das Große reizt, spannt, unterhält: das Kleine langeweilt, verdrießt, erschlafft uns: ein großer Theil der Menschen lebt, moralisch-

schlecht, und ein eben so großer, ökonomisch-schlecht, und viele — beydes zusammen, blos, weil jene sich nicht in die kleine Moral des Lebens (la petite Morale, wie der Franzose sich sehr treffend ausdrückt) diese nicht in die kleinen Hausangelegenheiten fügen können, oder fügen wollen.

Da es jedem Dichter angelegen seyn muß, den von ihm dargestellten Charakteren seines Jahrhunderts auch dessen veredeltes Costum zu leihen; (wie denn der Dichter überhaupt niemals die gemeine, sondern eine veredelte Natur zeichnet;) so gab Göthe mit Recht Theresen ein gewisses Maas von Verfeinerung und von Erweiterung des Geistes, wie es freilich unsern gewöhnlichen Haushälterinnen nur selten zu Theil wird, so selten zu Theil wird, daß Therese, wie sie da der Dichter gezeichnet hat, Gefahr läuft, von den mehresten unter den schönen Leserinnen des Wilhelm Meister, mit verkniffener Lippe und zum feinen Hohn verzogenem Munde, „eine doch gar zu philosophische Haushälterinn" genannt zu werden. Aber in Tagen, wie die unsrigen, wo vermittelst des allgemein-verbreiteten Lese-geistes gewisse allgemeine Wahrheiten der Philosophie und gewisse kosmopolitische Ansichten der Dinge gar nicht selten bis in den Kopf des ge-

meinen Mannes, und noch viel eher bis zur Kunde feinerzogener und gebildeter Weiber kommen, kann ein solcher Zug von Erleuchtung und Erweiterung des Geistes, wie ihn da der Dichter in Theresens Charakter zu nuanziren gewust, wohl nicht mehr für abentheuerlich oder übertrieben gelten. Des philosophischen und kosmopolitischen Lothario's Umgang allein schon hätte in dem natürlich-feinen Geist Theresens so — aufräumen, und dieses Licht verbreiten können: zu geschweigen, daß jene allgemeine Wahrheiten der Philosophie nicht auf den abgelegenen und labyrinthischen Seitenpfaden tiefsinniger Spekulazion, sondern auf der großen Heerstraße des schlichten Menschensinnes liegen.

Die Aufmerksamkeit, mit welcher Therese Lothario's feine Beobachtungen über Menschen und Menschen-Leben angehört hat, so daß sie die ächt philosophische Gränzbestimmung männlichen und weiblichen Geschäftskreises (S. 89 — 92 4r. Band) in ihrer Erzählung an Meister höchst glücklich wiederzugeben vermag, beweiset den ausgezeichneten Grad ihres Geistesschwunges für Betrachtungen dieser Art.

„Was der Mensch durch konsequente Anwen„dung seiner Kräfte, seiner Zeit, seines Gel„des, selbst durch geringscheinende Mittel für

„ungeheure Wirkungen hervorbringen könne,“ darüber sagt sie selbst, hörte sie den Lothario vor andern gerne sprechen.

Daher ist es auch ein sehr natürlicher Zug an ihr, daß Sie (S. 63) gerne spricht. Tiefe spekulative Denker sind selten gesprächig: weil die Gegenstände ihrer Untersuchungen zu weit außerhalb dem Gesichtskreise gewöhnlicher Denker und Sprecher liegen, und daher wenig-mittheilbar sind. Leute dagegen, die, wie Therese, über populaire und anschauliche Gegenstände, dergleichen z. B. die zum praktischen Leben gehörigen sind, klar und bestimmt denken, wie Therese, sind meistentheils auch sehr gesprächig: weil alles Denken schon an sich zur Mittheilung einladet, und die Sprache eine Art von Canal ist, durch welchen jeder Gedanke durchfließen muß, um sich selbst gleichsam zu läutern und abzuklären: weil die Gegenstände ihres Denkens von der mittheilbaren Gattung sind, und leicht Theilnehmer finden: weil ein jeder sich natürlich geschmeichelt fühlt, andre, gleichsam auf der Stelle und durch ihre eigne Anschauung, von seiner eignen Verstandesüberlegenheit oder wenigstens Stärke zu überführen: weil die vorsichtige Natur dem Weibe überhaupt, als einer aufheiternden Gesellschafterin des Mannes, eine gewisse Mittheilsamkeit verlieh, von wel-

cher die Gesprächigkeit einen wesentlichen Theil ausmacht: weil endlich, bey wirthschaftlichen Weibern insbesondere, durch das Befehlen, Gebieten und Anordnen, worauf es bey der Führung eines Hauswesens am meisten ankömmt, die Nothwendigkeit viel zu sprechen, sehr leicht in Gewohnheit übergeht *).

Theresens Brief an Meister (S. 297.) ihre Ideen über Misheirathen, (S. 140.) kurz ihre ganze Denk- und Empfindungsweise durchweht ein höchst feiner Geist, der sich aber mehr durch die Art äußert, die Gegenstände fein zu sehen, als durch die Feinheit der

*) Sie, meine Herren Leser, die so oft Weibergeschwäzzigkeit zum Gegenstande ihres Spottes machen, würden, wären ihre Ammen, Wärterinnen, oder Mütter minder gesprächig gewesen, als sie es nun waren, wenigstens um einige Jahre später reden, das heißt zugleich, später denken gelernt haben; würden, (denn das wäre sehr möglich) vielleicht nicht einmal so weise seyn, als sie nun sind. In Rücksicht der Bildung und der Erziehung der Kinder war Gesprächigkeit des Weibes ein unerlasliches Erforderniß. Hiezu kommt noch, daß alle Gegenstände des weiblichen Denkkreises so in's einzelne, kleine und feine gehen, daß selbst der geübteste Denker, der sich damit abgeben wollte, gern darüber sprechen würde, um sie gleichsam fest zu halten: weil sie ihm bey dem bloßen Denken darüber leicht entschlüpfen würden. Und welche kleinen Vortheile Kunstgriffe, Ersparnisse in der Haushaltung theilen sich nicht die Weiber vermittelst ihrer Gesprächigkeit mit!

der Gegenstände selbst. Denn alles, worüber sie spricht, und was sie interessirt, sind keineswegen Gegenstände der Spekulazion, sondern des schlichten Menschen- und Weibersinnes z. B. über Haushaltung, Erziehung, Liebe, Heirath u. s. f. Allerdings würden Beobachtungen z. B. über Religion und Religionsgefühl, wie sie in den Geständnissen der schönen Seele vorkommen, oder auch über sittliche Veredlung und allgemeine Grundsätze der Erziehung, wie sie da Natalie vorträgt, Theresen bey allem natürlichen Scharfsinn nicht kleiden. „Aber Haushälterinnen wie Therese, sind gewöhnlich zu trokken, um fein und zart zu empfinden. Wie „konnte Göthe dann Theresen diesen Grad von „Empfindsamkeit beymessen, der in ihrer Liebe „zu Lothario so auffallend hervorsticht?“

Wenn Sie, meine Herren Leser, die dem Dichter mit diesem Einwurf entgegen kommen, junge, galante, Toiletten-umflatternde Herren sind, so muß ihnen Göthe hier ohne Zweifel die Natur verfehlt zu haben scheinen. Denn die Dämchen, denen Sie — Küsse, und vielleicht noch mehr als Küsse abstehlen, sind allerdings keine wirthschaftliche Theresen, und unsre wirthschaftlichsten Damen lassen sich, wenn sie auch noch so schön wären, dennoch nur selten Küsse von den jungen Herren abstehlen; das werden

Sie selbst, vielleicht aus eignen nicht ganz angenehmen, Erfahrungen belehrt seyn. So viele aber unter meinen männlichen Lesern verheirathet und irgend glücklich verheirathet sind; werden es aus eigenen angenehmen Erfahrungen wissen, daß mit der wirthschaftlichsten Häuslichkeit einer Frau ein hoher Grad zärtlicher Empfindsamkeit vereinbar ist: die aber freilich nichts als Toiletten-spende vertändelt, sondern als ein unendlich-kostbares Gut an Ehemann, Kinder und Hausgenossen weislich vertheilt wird.

Weiber und Mädchen dieser Gattung tragen daher auch ihre Empfindsamkeit nie zur Schau: sondern verhehlen dieselbe vielmehr gleichsam als Etwas, das eine weise Haushaltung nur fein würzt, nicht aber selbst macht. Daher ist es eben so wohl Sprache der weisen Haushälterinn, als der jungfräulichen Bescheidenheit, wenn der Dichter sie ihr Gefühl für Lothario also äußern lässet. „Auch ich „denke über Lothario vollkommen, wie Sie: „nicht jedermann läßt ihm Gerechtigkeit wiederfahren: dafür schwärmen aber auch alle für ihn, „die ihn näher kennen, und das schmerzliche „Gefühl, das sich in meinem Herzen zu seinen „Andenken mischet, kann mich nicht abhalten, „täglich an ihn zu denken.“

„Ein Seufzer erweiterte ihre Brust: und in „ihrem rechten Auge blinkte eine schöne Thräne. „Glauben Sie nicht, fuhr sie fort, daß ich so „weich, so leicht zu rühren bin! Es ist nur „das Auge, das weint. Ich hatte eine kleine „Warze am untern Augenliede: Man hat mir „sie glücklich abgebunden: aber das Auge ist „seit der Zeit immer schwach geblieben: der ge„ringste Anlaß drängt mir eine Thräne hervor. „Hier saß das Wärzchen: sie sehen keine Spur „mehr."

Diese Scene ist von des Dichters Meisterhand mit einer Feinheit, Einfalt und Wahrheit gezeichnet, wie sie in den gelesensten Romanen nicht angetroffen werden. Wer unter meinen Lesern und Leserinnen glaubt nicht von ähnlichen Auftritten verhaltener Zärtlichkeit mehr als einmal in seinem Leben Zeuge gewesen zu seyn? und gerade die Personen, die unserer Einbildungskraft vorschweben, scheinen dem Dichter zu seinem Gemählde gesessen zu haben. Aber eben dies ist das rühmlichste Geständnis für die energische Kunst des Dichters: so wie es, nach der alten Sage, die höchste Kunst des Mahlers verrieth, daß der Knabe hinzulief, um den gemahlten Vogel von der gemahlten Weintraube wegzuscheuchen.

Was Theresens schöne Thräne noch rührender macht, ist dies, daß es eben so sehr, und vielleicht noch mehr eine Thräne der Wehmuth um unglückliche Liebe und um ewige Trennung von dem geliebten Gegenstande ist, (das edle Mädchen konnte nicht Lothario's werden: weil er durch eine unglückliche, obgleich falsche Entdeckung, sie für seine eigne Tochter hielt) als eine Thräne tiefempfindender Liebe und brennenden Verlangens.

„Ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist, sagt Therese zu Meistern! schenken „sie mir ein kleines Vertrauen, und lassen sie „uns auch in der Ferne verbunden bleiben. Die „Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse „und Städte darin denkt: aber hier und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, „mit dem wir auch stillschweigend fortleben, „das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem „bewohnten Garten."

Gutes, edles, rührendes Mädchen! freylich blieb in deinem Herzen auch bey allen haushälterischen Sorgen noch eine gewisse Leere, die nur ein Lothario ausfüllen konnte: und als du an seiner Liebe nicht mehr zweifeltest, da schien sich die Summe deines Daseyns ins unendliche vermehrt zu haben: (S. 101.) und diese Summe, dieser Gewinn einer solchen dich liebenden

und achtenden Männerseele galt dir ohne Zweifel etwas mehr, als die reichsten Einkünfte deines glücklich-bearbeiteten Landgütchens! Ja mehr, unendlich mehr! denn es war ein Gewinn für dein zärtlich-fühlendes Herz. Weine, weine nur unverhohlen! Spare deine kleine Lüge von der Warze! Wir weinen mit dir!

Theresens Ausdruck von ihrer Empfindung bey Lothario's erklärter Liebe: „Die Summe meines Daseyns schien sich mir in's unendliche vermehrt zu haben" mahlt, so scheint es mir, jene Eigenthümlichkeit unseres Geistes, nach welcher er diejenige Gattung von Vorstellungen und Gefühlen, denen er besonders hingegeben ist, (wie z. B. Therese den wirthschaftlichen Angelegenheiten) auf alle andern noch so ungleichartige Ideen und Gefühle überträgt: Therese spricht, obgleich sehr würdevoll und sehr energisch, von Lothario's Liebe, als von einem Erwerb von unendlichem Werth. Wenn empfindsame Mondschein-Kinder diesen Ausdruck spöttisch belächeln, so freut sich der scharfsinnige Kenner der in's äußerste feine zeichnenden Meistenhand des Dichters.

Gleich-tief und fein ist der Zug, wenn Therese, nachdem Lothario, ohne sie zu kennen, in dem Ideal der von ihm gewünschten Frau, sie nach ihren haushälterischen Vollkommenheiten

beschreibt, wie sie leibt und lebt, hinzusetzt. „Ich erinnere mich keiner angenehmern Empfindung in meinem ganzen Leben, als daß ein Mann, den ich so sehr schätzte, nicht meiner Person, sondern meiner innersten Natur den Vorzug gab."

Nicht meiner Person sondern meiner innersten Natur den Vorzug gab."

Ein Mädchen, das so spricht, das ihr Selbst nicht nach ihrer Person, sondern nach ihrer innersten Natur schätzt, muß eine alles ordnende, alles nach seinem wahrsten Gehalt schätzende Therese seyn. Denn jedem andern — noch so gründlich denkenden, aber nur irgend hübschen, Mädchen würde an ihrer Person mehr gelegen seyn, als an ihrer innersten Natur.

Ich sage ausdrücklich — jedem irgend hübschen Mädchen: denn durchaus häßliche denken meistentheils männlich-solide: weil ihnen das solide-Denken selbst statt der Hübschheit ist, oder seyn soll. (Doch soll dies psychologische Wort keine moralisch-edle Weiberseele kränken.)

Aber das eigenthümliche Mädchengefühl regt sich auch in den Theresen.

„Ob es mir schon unendlich angenehm war, „zu sehen, wohin meine Natur von einem so „verehrten Manne gestellt und gerechnet wurde,

„will ich doch nicht läugnen, daß ich damit „nicht ganz zufrieden war. Ich wünschte nun „auch, daß er mich kennen, daß er persön„lich Antheil an mir nehmen möchte. Es ent„stand bey mir dieser Wunsch, ohne irgend ei„nen bestimmten Gedanken, was daraus folgen „könnte."

Und so sehen wir, daß auch Therese Mädchen genug war, um ein Compliment auf ein schönes Auge, oder einen schönen Mund, eben so hoch, wenigstens eben so hoch aufzunehmen, als auf irgend einen Theil des von ihr bewirthschafteten Gütchens. Denn, nach allem, ist es ja eine Bemerkung aus Theresens Munde „daß zwar der Verstand der Männer sich nach Haushälterinnen umsehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft sich nach andern Eigenschaften sehne, und daß die Haushälterinnen eigentlich gegen die liebenswürdigen und reizenden Mädchen keinen Wettstreit aushalten können." Sehr richtige Bemerkung, die doch eigentlich keinen Tadel des männlichen Geschlechts enthält: denn wenn die Natur ihre großen Absichten mit dem Weibe erreichen soll; so muß eine Gattin Haushälterinn und liebenswürdig zugleich seyn: jenes, um unser äußerliches Glück zu sichern und zu erhalten: dieses, um der Welt Kinder zu geben. Auf dies letztere und was damit

zusammenhängt, scheint die Natur in dem Hange der Geschlechter für einander fast noch mehr, oder auf das erstere, gerechnet zu haben.

Leicht zu erachten, ja unbezweifelbar ist es, daß alle schöne Leserinnen, die sich irgend, sey's aus Erfahrung, seys von Hörensagen aus Büchern, auf Liebe zu verstehen glauben, und wohl zu merken! noch nicht verheirathet sind, unglaublich kalt und ächt-ökonomisch folgenden Brief Thereſens an Wilhelm Meister finden müssen.

„Ich bin die Ihre, wie ich bin. Ich nenne Sie den Meinen, wie Sie sind, und wie ich Sie kenne. Was an uns selbst, was an unsern Verhältnissen der Ehestand verändert, werden wir durch Vernunft, frohen Muth und guten Willen zu übertragen wissen. Da uns keine Leidenschaft, sondern Neigung und Zutrauen zusammenführt, so wagen wir weniger als tausend andere. Sie verzeihen mir gewis, wenn ich mich manchmal meines alten Freundes herzlich erinnere, dafür will ich Ihren Sohn als Mutter an meinen Busen drücken. Wollen Sie mein kleines Haus sogleich mit mir theilen, so sind Sie Herr und Meister, indessen wird der Gutskauf abgeschlossen. Ich wünschte, daß dort keine neue Einrichtung ohne mich gemacht wür-

de, um so gleich zu zeigen, daß ich das Zutrauen verdiene, das Sie mir schenken."

Ich leugne es nicht, daß dieser Brief weniger, viel weniger das liebende Mädchen, als die alles überlegende, bedächtige Haushälterin spricht: aber Therese liebt ja auch Wilhelm Meister'n eben so wenig in dem eigentlichsten Sinne des Worts, als er sie liebt: Theresens Herz ist an Lothario, den Einzigen, Meisters an das schöne Bild der Amazone vergeben: sehr wahr und treffend bezeichnet Therese ihren beyderseitigen Herzenszustand durch „keine Leidenschaft sondern durch Neigung und Zutrauen" wie so viele, und gewis nicht die unglücklichsten, Ehen geschlossen werden. Stark, aber wahr und edel freymüthig ist es, wenn sie ihrem künftigen Gatten erlauben will, in ihren Armen an Mariane zu denken, so wie sie von ihm Verzeihung hofft, wenn sie in den seinigen sich des Lothario erinnern wird.

Hier rufen wir freilich aus mit Natalien S. 288: „Ein solches Wagestück war nur mit einem höchst vernünftigen und reinen Charakter zu rathen." Und doch sind ähnliche Wagstücke dieser Art gar nicht selten. Ich weis es gewiß, daß unter dreihundert verheiratheten oder eben zu verheirathenden Mädchen oder Jünglingen, die mich lesen, wenigstens hundert und funfzig

sind, die ein solches Wagestück entweder schon gewagt, und nicht ohne allen glücklichen Erfolg gewagt haben, oder, im Vertrauen auf gut Glück, es eben wagen wollen.

Denn die alte Sage von den ehelichen Prädestinationen, die in den Siegwartischen Zeiten so allgemein geglaubt ward, verlacht man jetzt sogar in Romanen. Wenn man von dem größten Theil der Menschen sagen kann, daß sie sich leider damit begnügen müssen, überhaupt zu leben, zu existiren, ohne sich viel um das Wie? zu kümmern: so kann man auch bey den in unsern Tagen leider! immer seltener werdenden Ehen sagen: Laßt uns dem Himmel danken, daß die Menschen überhaupt nur heirathen, ohne eben auf das Wie? zu sehen *).

Nach allem, was wir bisher von Theresen beygebracht, wird uns nicht das Urtheil befremden, welches ein so geprüfter Menschenkenner, als Jarno, über sie ausspricht, ein Urtheil, dessen Richtigkeit bis zu einem gewissen Grade sie selbst zugesteht:

„Ich erinnere mich noch wohl (sagt Therese in ihrem Briefe an Natalien) was Jarno sagte:

*) Man wird dies hoffentlich nicht misdeuten. Denn unmöglich kann ich wohl Sorgfalt in der Wahl derer, mit denen wir auf immer zusammen leben sollen, ausschließen.

Therese dressirt ihre Zöglinge; Natalie bildet sie. Ja er ging so weit, daß er mir einst die drey schönen Eigenschaften Glaube, Liebe, Hoffnung völlig absprach. Statt des Glaubens, sagte er, hat sie Einsicht, statt der Liebe die Beharrlichkeit, statt der Hoffnung das Zutrauen. Auch will ich dies gerne gestehen: ehe ich dich kannte, kannte ich nichts höheres in der Welt, als Klarheit und Klugheit: nur deine Gegenwart hat mich überzeugt, belebt, überwunden: und deiner schönen hohen Seele trete ich gern den Rang ab."

Natalien gegenüber muß Therese unfehlbar grade so verliehren, wie Lebensweisheit an Würde und Erhabenheit dem heiligen Sittengesetz nachsteht. Wenn aber Jarno Theresen Glauben, Liebe, Hoffnung abspricht, und ihr, statt dieser drey vornehmsten Christen-tugenden Einsicht, Beharrlichkeit und Zutrauen beylegt: so ist dies eine der treffendsten Charakterzeichnungen unter den so vielen, die im Meister vorkommen. Man sieht, der feine Menschenkenner vermißt an Theresen jenen geistigen Schwung, der Natalien fast bis ins Ueberirrdische erhebt. Therese, mit Natalien verglichen, steht ihm, durch die ökonomische Wendung ihres Geistes, so ganz auf der gewöhnlichen Erdfläche des Seyns und Strebens der Menschen: wenn Natalie wie im reinen Aether höherer Menschennatur webt.

Uebrigens bedaure ich von Herzen, daß alle diejenigen unter meinen schönen Leserinnen, die unter dreyßig, das heißt, die zu aufgeklärt sind, um in die Kirche zu gehen, und die Bibel zu lesen, den wahren und schönen Sinn des Jarnoschen Urtheils von Glaube, Liebe und Hoffnung nicht fassen können. Denn auf den Resourcen, und in den Klubs, die statt der Kirche von ihnen besucht werden, hören sie freilich statt des Glaubens von Credit, statt der Liebe von einer gewissen eben so benahmten aber ganz anders gearteten Leidenschaft, statt der Hoffnung vom — Wetter für die Lustparthie des folgenden Tages sprechen. *)

Ein charakteristischer Zug jenes Mangels von Geisteserhebung (elevation d'esprit, wie der Franzose sehr gut sagt) an Theresen ist unter andern auch der, daß sie sich mit ihrer Einbildungskraft gar nicht bis zum Idealischen erheben konnte, daß sie z. B. bey einem aufgeführten Schauspiel nie die Bretter, die wirklichen Personen vergessen und sich in die Scenen und Rollen des Stücks versetzen konnte. „Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, erzählt sie, wie lä-

*) Kann wohl keine eigentliche Satyre auf unsre Berlinerinnen seyn, die im ganzen wenigstens, oft lange noch nicht so vereitelt sind, als ein Theil der Kleinstädterinnen.

cherlich mir es vorkam, wenn die Menschen, die ich alle recht gut kannte, sich verkleidet hatten, da droben standen, und für etwas anders, als sie waren, gehalten seyn wollten.“ Deswegen blieb ich auch sehr selten unter den Zuschauern, ich putzte ihnen immer die Lichter, damit ich nur etwas zu thun hatte, besorgte das Abendessen u. s. w.“

Welches Berlinische dreyzehnjährige Mädchen übertrift nicht Theresen an theatralischem Ideen-schwung?

So wie indessen die drey Worte Glaube, Liebe, Hoffnung in dem Sinne, wie Jarno sie sehr richtig braucht, eine gewisse mystische Glorie umgiebt; so entsprechen die drey „Einsicht, Beharrlichkeit und Zutrauen“ ganz der Klarheit und Bestimmtheit, womit eine weise Hausfrau ihre Angelegenheiten durchschaut und behandelt: und jene bezeichnen eben so treffend die drey Christentugenden, als diese die vornehmsten Tugenden einer weisen Hausfrau.

Ohngefehr so wie uns der Himmel zuweilen eine große und wichtige Wohlthat unerkannt und unbemerkt in die Hand drückt, so daß wir in der Folge, wo uns der hohe Werth des Gutes unverkennbar einleuchtet, und wir über unsre gedankenlose Unempfindlichkeit selbst erstaunen: eben so überschlug ich bey der ersten Durchlesung des

vierten und letzten Bandes der Lehrjahre, eine der durch Natur, Wahrheit und Einfalt der Darstellung bewundernswürdigsten Stellen.

Es betrift nemlich die unselige, obgleich falsche Entdeckung, die des Lothario, daß Therese, die geliebte Therese, mit welcher er so eben eine eheliche Verbindung eingehen will, seine Tochter ist.

„Ich bin der unglücklichste aller Menschen, „rief er aus, indem er das Bild in das Kästgen zurückwarf, seine Augen mit der Hand bedeckte, und sogleich das Zimmer verließ. Er warf sich auf das Pferd, ich lief auf den Balkon, und rief ihm nach, er kehrte sich um, warf mir eine Hand zu, entfernte sich eilig — und ich habe ihn nie wieder gesehen.“

und nun setzt der Dichter hinzu

Die Sonne ging unter: Therese sah mit unverwandtem Blick in die Gluth, und ihre beyden schönen Augen füllten sich mit Thränen.“

„Die Sonne ging unter!“ Ja wohl auch für Theresen ging sie unter, für die es nun keinen Lothario mehr gab. Ihr Nachblicken in die Glut der hinuntersinkenden Sonne verräth die Ahnung ihrer eignen Schicksalsnacht, in welcher selbst noch die bloße Erinnerung einstgenossener und noch größerer gehofften Wonnen ihrem Herzen so wohl thut, so wie das über

der Oberfläche der Erde noch verweilende Bild der schon untergegangenen Sonne, dem wallenden Pilger milde Erquickung gewährt.

Ich habe mich absichtlich etwas weitläuftiger über Theresens Charakter verbreitet: weil selbst die Natalien, wenn sie einst Gattinnen, Mütter und Haushälterinnen werden, viel, sehr viel von Theresen annehmen müssen, um die verschiedenen Kreise edler Weiberthätigkeit würdig auszufüllen: und weil ich in der Ueberredung stehe, Eltern, Gatten, Kinder und das Menschengeschlecht selbst, können nie glücklicher seyn, als wenn sie Theresen zu Kindern, Gattinnen, Müttern, und weiblichen Mitgliedern haben.

* * *

Von den drey ernsthaftesten und achtungswerthesten Weibercharaktern in dem Göthischen Roman gehe ich nunmehr über (ich schreibe für Leser, die die Abwechselung lieben, und denen nur zu oft Ernst und Moral in Schriften am wenigsten behagt) zu einer der sonderbarsten Spielarten von Weibercharakter, die je ein scharfsichtiges Menschen-kenner-Auge beobachtet, eine lebendige Phantasie aufgefaßt, und eine Meisterhand dargestellt hat.

Und dies ist (wer Meisters Lehrjahre gelesen, hat hier gewis schon den Namen ausgesprochen) Philine, die ich nennen möchte einen

moralischen Harmaphroditen von guten und schlimmen Eigenschaften, von Laune und Tükke, von Moralität und Unmoralität: und doch ist Philine bey allen ihren Sonderbarkeiten nicht das Gebilde einer leer-spielenden Phantasie: sie ist bis auf jeden hervorstechendsten und jeden feinsten Zug, wie aus der Mitte des wirklichen Lebens gegriffen: das Göthische Gemälde von ihr ist durchaus Portrait; Portrait, von dem feurigen, hellen Auge an, bis auf das kleine Wärzchen an der Stirne: ein jeder glaubt, diese, jene Mädchen- oder Weiber-gestalt, die er genau, sehr genau kennt, müsse dem Dichter gesessen haben, der sie, durch den ungewöhnlichen Namen Philine, welchen er unter das Portrait gesetzt, allen, die sie persönlich kennen, nur unkenntlich machen wollte. Eben in dieser bewundernswürdigen Göthischen Kunst zu treffen, liegt es, das viele der gemeineren Leser Philinens Charakter einen sehr gemeinen Charakter gescholten: wie ich mich denn entsinne, ein solches Urtheil selbst aus manchem schönen Munde (denn auch mit einem schönen Munde kann man sehr häßliche Geschmacks-urtheile aussprechen) gehört zu haben.

Sinnlichkeit mit ihren Trieben und Leidenschaften, und Vernunft mit dem heiligen

gen Sittengesetz, bilden die Elemente der moralischen Existenz des Menschen, und eben dadurch die Bestandtheile eines jeden Charakters: denn was wir Charakter an dem Menschen nennen, ist nichts anders, als das verschieden-nüanzirte Gemische der Triebe und Leidenschaften in Hinsicht auf die moralische Freyheit: wodurch seine Denk- und Handelsweise bestimmt wird. Je nachdem Denk- und Handelsweise mehr Abhängigkeit von Trieben und Leidenschaften, oder mehr Gehorsam gegen das heilige Sittengesetz ankündigen, je nachdem nennen wir einen Charakter moralisch oder unmoralisch. Das Extrem einer von Trieben und Leidenschaften abhängigen Denk- und Lebensweise bezeichnen wir durch „epikurische Schwelgerey“: das Extrem einer zum Gehorsam gegen das Sittengesetz überbildeten Gesinnungsart nennen wir „moralische Schwärmerey“. In der Mitte zwischen beyden zieht sich der reine Menschen-charakter hin; so wie auch das System wahrer, Menschenwürdiger Glückseligkeit zwischen Epikurismus und Platonismus in der Mitte liegt.

Die weise und wohlthätige Natur hat uns für die moralische Energie unseres geistigen We-

sens ein so inniges und unwiderstehliches Gefühl eingeprägt, das wir einen Menschen, der blos und einzig dem Genus lebt, schlechterdings verachten:*) so wie im Gegentheil unter allen Dingen, worauf die Menschen irgend Werth setzen können, nichts ist, was wir so einzig, was wir in dem eigenthümlichsten Sinne des Worts, achten, als — recht thun, und edel handeln.

Ein großes, ein in seiner Art einziges, ästhetisches Wagstück war es daher, daß Göthe, der uns an der schönen Seele (S. die Geständnisse Sechstes Buch) und an Natalien, Ideale der Sittlichkeit aufgestellt hatte, es unternahm, einen Charakter zu zeichnen, der, auf eine gefährlich-jähe Spitze von Mittelexistenz zwischen Moralität und Unmoralität gestellt, uns, wenn gleich keinesweges Achtung, dennoch nicht nur nicht Verachtung, sondern vielmehr eine gewisse Schätzung und Wohlbehagen einflößen sollte.

*) Wir hassen gewissermaßen einen Menschen, den wir mit besondrer Gierigkeit bey einem Gastmahl die Speisen verzehren sehen. Anders ist der Fall, wenn wir dies an einem von Hunger gefolterten wahrnehmen. Denn dieser Anblick flößt im Gegentheil Mitgefühl und eine Art von wehmüthiger Freude ein.

Denn nur durch die höchste Kunst vermochte es der Dichter, jenes sonderbare Mittel-gefühl von Liebe und Haß, von Gefallen und Misfallen, von Schätzung und Nicht-achtung für Philinens Charakter in dem Leser hervorzubringen, so daß wir sie noch da lieben, wo wir sie hassen: daß wir sie tadeln, strenge tadeln, und zugleich entschuldigen; oft sie fast verachten; und doch ungern verdammen: daß wir sie durchaus anders wünschen, als sie ist; und doch gerne haben, wie sie ist.

Jeder feinere Kenner ästhetischer Darstellungskunst kann nicht anders, als mit dem innigsten Vergnügen bey diesem Charaktergemälde Göthischer Schöpfung verweilen.

Welches sind die feinen Mittel-farben, die hier der Dichter auf der Palette mischt? Mit welcher Magie stellt und ordnet er die Perspective? Mit welcher Kunst läßt er hier das Licht den Schatten mildern, dort den Schatten das Licht heben, daß ein liebliches, Auge und Geist erquickendes Gemälde daraus hervorgeht?

Wie denkt, spricht, handelt Philine?

Der Hauptzug in Philinens Charakter ist der, daß der Dichter sie uns fast durchgängig als die automatische Drathpuppe ihrer eignen Laune und Behaglichkeit darstellt, die sich nur dann und wann nach Ab-

sichten bewegt. Durch diesen einzigen Zug erscheint uns alles tadelnswerthe an ihr minder verhaßt; alles gute zufällig und unselbstständig.

Es giebt keinen Fehler und kein Laster, keine Unthat und keine Missethat, die sich nicht von einem unverdorbenen Herzen, wenn gleich keineswegs rechtfertigen, dennoch nicht wenigstens entschuldigen und fast vergeben ließe, wenn der erste und vornehmste Grund der fehlerhaften Gesinnung oder Handlung in übermächtiger Leidenschaft, oder auch in einer gewissen Laune, (die nichts anders als ein geringerer Grad von Leidenschaft ist) und natürlichen Gemüthsstimmung zu suchen ist.

Das vorsätzliche Laster, die verabscheuungswürdigste Unthat, verlieren für unser Gefühl einen wesentlichen Theil ihrer Häßlichkeit, wenn wir sie durch Leidenschaft, wie durch den Drang einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit, hervorgebracht sehen: ohngeachtet wir wohl überzeugt sind, daß auch der leidenschaftlichste aller Menschen, immer noch moralisch frey, das heißt, des Widerstandes gegen die Gewalt der Leidenschaft fähig, bleibt.

So tief grub die Hand des Schöpfers das Gefühl gegenseitiger Duldsamkeit in unser aller Herzen!

Unter allen möglichen Verirrungen des Menschen aber, finden vor dem Richtstuhl dieses Gefühls keine so leicht Nachsicht oder Entschuldigung, als diejenigen, zu welchen er durch den Hang zum Genus gewisser Freuden und Vergnügen, seys der Tafel, der Liebe oder anderer angenehmen Zerstreuungen sich hinreißen läßt, in so fern er dadurch den Rechten und Ansprüchen seines Neben-Menschen keinen Eintrag thut.

Alles nun, was uns der Dichter an Philinen tadelnswürdiges aufstellt, ist einzig in dem Hange für Genus, und was ihr eben so viel gilt, für Befriedigung ihrer Launen gegründet; wobey sie niemanden schadet oder beeinträchtiget.

Sich zu vergnügen, ist, (wenn sie einen Grundsatz hat) ihr einziger Grundsatz: ob sie das Vergnügen mit Anstand, oder wider den Anstand genießt? ob man sie deshalb lobt oder tadelt? ob sie dasselbe auf Kosten der Eitelkeit oder der Vergnügungssucht anderer genießt? — das alles gilt ihr gleich. Sie ist um ihrer selbst und um der Befriedigung ihrer Launen willen da: alles andre, alle Menschen in ihrem Kreise, sie sich selbst, ist nur Mittel zu diesem Zweck.

Um eigentlich Böses zu thun, hat sie, wie Menschen von weicher, lüsterner Sinnlichkeit immer haben, zu viel Gutmüthigkeit: um immer gut zu seyn, hat sie zu viel Laune und Leidenschaftlichkeit; daher thut sie soviel Gutes, als mit diesen Launen, oder den Mitteln zur Befriedigung derselben nur immer vereinbar ist: und ihr Böses ist nie Verletzung eines andern, sondern nur unzeitige Befriedigung ihrer eignen Launen.

Denn die kleine Schadenfreude, die sie der Dichter mitunter äußern läßt, z. B. die komisch-tragische Erzählung von Laertes unglücklicher Liebe, das Kukuksliedchen, welches sie einem jungen Menschen, der sich im freyen Felde ihrer Gesellschaft nähert, entgegensingt, das trozzig-ruhige Sitzen auf dem glücklich-erhaltenen Koffer, das Nußaufknacken und Klappern mit den Schlüsseln bey dem Abentheuer im Walde, wo alle andern ihre kleine Habseligkeiten verloren, alles dies sind Züge eines Gemüths, welches andern nicht so wohl böses wünscht oder thut, als vielmehr aus der Kränkung gewisser kleinlicher Leidenschaften derselben, z. B. der Eitelkeit, unzeitiger Neugier, oder verfehlter Naschsucht, sich eine Art von Vergnügen bereitet: wie es denn überhaupt eine Eigenheit unserer Natur ist, daß Kränkung kleinlicher

Leidenschaften anderer uns eine Art von piquanter Befriedigung gewähret.

Selbst gewisse Kränkungen der Eitelkeit, der Neugier, des Stolzes unserer Freunde, geben uns ein gewisses geheimes Vergnügen, welches wir nicht selten uns selbst zu gestehen erröthen; aber deswegen nicht weniger fühlen.

Ob uns die Natur durch ein solches Gefühl ein Verwahrungsmittel gegen kleine Leidenschaften hat geben wollen, die, zu so großen Verirrungen sie uns auch führen können, dennoch nur selten uns durch sich selbst und ihre mitbegleitenden Folgen, nachdrücklich genug warnen?

Oder ob kleinliche Leidenschaften unserer moralischen Würde so wenig angemessen sind, daß der Schöpfer, durch diese geheime Freude an der Kränkung derselben in andern, uns nur so viel mehr für uns selbst davon entfernen wollte? mögen psychologische Moral-philosophen entscheiden. Den bekannten Rochefaucaultschen Ausspruch: **il y a dans l'adversité de nos amis quelque chose, qui ne nous deplait pas:** muß man einzig auf diese **petits malheurs des petites passions** einschränken, wenn man anders nicht die Natur belügen oder verschwärzen will*)

*) So ists gewiß, daß kein Schriftsteller eine hochlobpreisende Rezension von dem Werk eines andern, be-

Eine Schadenfreude, wie sie da Philine äußert, ist daher noch immer verträglich mit der Gutmüthigkeit, die ihr übrigens eigenthümlich ist, und als eine so allgemeine Eigenheit unserer Natur nicht hinlangend, um uns das Mädchen verhaßt zu machen.

Dagegen hat der Dichter das leichtsinnige Geschöpf mit manchen andern sehr schätzenswürdigen Tugenden ausgesteuert. Sie ist mitleidig und wohlthätig gegen Arme; sie nimmt eine Zeitlang warmen Antheil für Mignon und den Harfner: sie pflegt den kranken Wilhelm Meister mit thätiger Sorgfalt.

Aber ihr Geschenkaustheilen an die armen, neben dem Wagen herlaufenden Kinder ist mehr augenblickliche Laune und Vergnügen an den mannichfaltigen Geberden der jetzt bittenden, jetzt wartenden, jetzt froh empfangenden Kleinen, als wahres herzliches Wohlwollen: ihre einstweilige Theilnahme für Mignon und den Harfner ist gleichfalls nur augenblickliche Ausfül-

sonders, wenn dieser mit ihm in einer Gattung arbeitet, mit reinem Wohlgefallen lesen wird: und eben so gewis ist es, daß ihm eine verkleinernde, oder herabsetzende Rezension desselben, und wäre dieser noch so inniger Freund von ihm, nicht ganz misbehagen wird (ne deplaira pas). Um Verzeihung meine Herren Gelehrten, Schriftsteller und Künstler! das heißt aus der Schule geplaudert: aber der Psychologe muß das öfter thun.

lung langweiliger Stunden: und an ihrer zärtlichen Pflege für den kranken Wilhelm hat, wir wissens, wenigstens eben so viel sinnliche, als christliche Liebe Antheil; und die erstere gewiß einen noch viel größern.

Kurz: dieser weibliche Epikur thut das gute nur, weil und wenn es ihr gefällt, und Mittel zu anderweitigen Absichten ist. Aber genug, sie thut es. Achten können wir sie deshalb nicht: aber schätzen müssen wir sie immer.

Und nach allem, wer mag es wagen zu entscheiden, ob in dieser so durchaus unbestimmten und jedem gegenwärtigen Eindruck hingegebenen Seele reines Wohlwollen und natürliche Unverdorbenheit edler, menschenfreundlicher Gefühle nicht herrschender sind, als wir es, nach ihren andern Launen zu urtheilen, glauben würden?

Aesthetisch angesehen, gewinnt ihr Betragen, durch das schwebende, das unbestimmte des in uns hervorgebrachten Eindrucks, nur um so viel mehr an der Schätzung, die sie uns durch einstweilige gute Handlungen einflößt.

Aber unter allen Leidenschaften und Herzenslagen ist keine merkwürdiger für die Entwickelung eines Charakters, und ins besondre eines Weiber-charakters: in keinem andern entfalten sich alle kleinen und großen Leidenschaften der Weiber, ihre Fehler wie ihre Mängel, ihre

Laster, wie ihre Tugenden, und mischen sich so wunderbar durch einander, als in der Liebe. *)

Wie liebt Philine?

Die Liebe ist ihr eine schöne liebliche Frucht, die man, so oft sie von dem Baum, der sie trägt, lecker zum Munde herabhängt, nicht ungern bricht: ja zuweilen, wenn sie etwas höher hängt, uud unwiderstehlich reizt, auch wohl einige, doch nicht zu viele, Mühe anwendet, um ihrer zu genießen: überhaupt aber lieber zu einem andern Baum hingeht, als wartend und schmachtend bey Einem verweilt.

So — ihr Benehmen gegen Friedrich, gegen Meister, und andere, die der weise-verschleiernde Dichter nur ahnen läßt.

Jene hohe, pathetische, das ganze Wesen eines Menschen überwältigende Liebe der Eloisen, der Julie'n, der Meta's, kennet sie nicht, oder kennet sie durch einzelne leisere Anwandlungen, nur grade genug, um darüber zu spot-

*) Wenn unsre Romandichter diesen, von Weibern fast uneingeschränkt-wahren, Satz auch auf die Männer ausdehnen wollen: so verkennen sie reine Männernatur gar sehr. Der Mann ist offenbar noch zu etwas mehr bestimmt, als zu lieben. Aber die ganze Bestimmung des Weibes kann man unter diesem Ausdruck gar wohl befassen. Ein großer Mann kann, unbeschadet seines Charakters, sich sehr links in der Liebe benehmen: eine große Frau dagegen wird hier durch ein linkes Benehmen allemal in unsrer Meinung verlieren.

ten: die Abaelard, die St. Preux, die Werther, würde sie nur mit lauter Hohnlache zu ihren Füßen seufzend erblicken.

Eine süße, leckere, mit unter ernstere Tändeley, ernst, so wie fast alle nugae, (Tändeleyen) denen wir uns einstweilen mit besonderem Wohlbehagen hingeben, nebenher seriae (ernst) zu werden pflegen: das, und nichts mehr, nichts weniger, ist ihr die Liebe. Nicht unwahr pflegt man von gewissen unendlich-interessanten weiblichen Geschöpfen zu sagen: „sie würden höchst liebenswürdige Gebieterinnen, (Maitressen) aber sehr schlechte Weiber seyn.“

Wen aber würde die immerwechselnde, immer lockere Philine nicht auch nur als Gebieterinn mit jedem Tage ärgern?

Obgleich man's ihr überall unverkennbar ansieht, daß, wenn ein so unstätes Gemüth irgend etwas dauernd interessiren könnte, dies nichts anders als Männerliebe und Männerschmeicheley seyn müßte: so können wir sie doch nicht in dem eigentlichsten Sinne des Worts koquett oder gefallsüchtig nennen. Denn wie würde sie sonst so nachlässig in ihrem Anzuge seyn, wie sie uns der Dichter überall zeigt? wie würde sie in Gegenwart der Männer so oft ihre Langeweile zu verstehen geben? wie würde sie mit diesem wegwerfenden

Trotz reden und handeln, als wir sie nun reden und handeln sehen?

Doch diese Nachlässigkeit in der Kleidung, diese unverheimlichte Langeweile in Gegenwart der Männer, dieser wegwerfende Trotz, womit sie alles um sich her behandelt, können in der Hand einer schlauen Philine selbst als Mittel des Gefallens gelten: und sind es ihr gewis.

Man darf nicht eben außerordentlich-erfahrner Weiberkenner seyn, um zu wissen, daß Weiber-Geschöpfe von Philinens Art zu seyn, ungeputzt viel stechender (piquant) reizen, als geputzt: wie denn überhaupt jedes Frauenzimmer, dem es Zweck ist, Liebe einzuflößen, diesen Zweck am leichtesten erreichen wird durch ein leichtes Negligee, oder durch ein gewisses Mittelding von Negligee und Putz. Denn schwerfälliger Putz erschweret nur der Einbildungskraft des Liebhabers Gedanken süßer Lüsternheit. Wer mag es wagen, sprechen wir Männer dann bey uns selbst; wer mag es wagen, hier zu nahen?

So häuslich überdem, so los und locker wie sich da Philine anzieht, (S. die Scene, wo sie Meister zum erstenmal von der Treppe herab entgegenkommt) zeigt sie, und zwar scheinbar

zufällig, dem Auge des männlichen Schauers, manches, was ihm, absichtlich gezeigt, verdächtig seyn würde: was ihn aber bey dieser scheinbaren Zufälligkeit nur desto unwiderstehlicher reitzt.

Wenn aber dieses sonderbare Mädchen in Gegenwart der Männer ihre Langeweile so auffallend merken läßt, so macht sie dadurch bey den Anwesenden den Gedanken rege, daß ihr Herz schon anderweitig beschäftigt ist, und daß sie vielleicht mit irgend einem der gegenwärtigen Herren (und eines jeden Eitelkeit schmeichelt sich, er könne wohl gar dieser eine seyn) allein zu seyn wünsche.

Ich wenigstens habe immer gefunden, daß ein — übrigens interessantes Frauenzimmer, die sich in einer Gesellschaft zu langweilen scheint, uns Männern selbst durch ihre Langeweile ein unterhaltender Gegenstand ist. Vielleicht hat an diesem Reitz auch das bloße sonderbare einen wesentlichen Antheil.

Der Trotz und Uebermuth endlich, mit welchem Philine alles um sich her behandelt, Gegenstände und Personen, Männer und Weiber, Liebhaber und Nicht-Liebhaber behandelt und gleichsam wegwirft, spricht ein gewisses stolzes Bewußtseyn ihrer alles unterjochenden Reitze und

Liebenswürdigkeit, die es verschmäht, gefallen zu wollen.

Denn so sehr Stolz und Trotz an einem interesselosen Weibe uns zurück stoßen: so sehr ziehen sie uns an bey einem interessanten, besonders, wenn wir sie von dem allgemeinen Beifall der Männer geschmeichelt wissen, und ahnen, daß ihr Stolz Zuversicht auf die Wirkung ihrer Reitze ist. Das anziehende eines solchen Stolzes erklärt sich leicht. Denn eben er breitet vor unserer Einbildungskraft gleichsam die volle Wirkung ihrer Reitze aus: und was so viel andere, was alle, liebenswürdig finden, finden so leicht auch wir.

So wie aber überhaupt alles absichtliche den Eindruck des Schönen stört, und seine Wirkung schwächt; das zufällige, das unwillkührliche dagegen diesen Eindruck erhöht: so werden auch die eben angeführten Mittel des Gefallens in Philinens Hand nur desto verführerischer und Herzverstrickender, da bey einem Geschöpf, das ganz Laune ist, aller Verdacht von Absichtlichkeit wegfällt.

Sie kleidet sich fast locker? Aber ein Mädchen, wie sie, hat nicht viel, und nichts kostbares, anzuziehen. Sie langeweilt sich in der Gesellschaft? Aber ihre immer wechselnde Laune drängt sie eben jetzt zur Einsamkeit hin. Sie

behandelt alles mit Uebermuth? Aber dieser Uebermuth ist eine ganz natürliche Folge ihrer Laune, die sich an nichts hängt, an allem nur augenblicklich gleichsam anstreift, uud der daher das interessanteste selbst in dem nächsten Augenblick das allergleichgültigste, so wie das gleichgültigste das interessanteste werden kann.

Alles dieses indessen können wir nur ahnen: denn Philine ist nicht nur launigt, sondern sie ist auch, wie der Dichter sie ausdrücklich nennt, sehr schlau, und handelt oft nach sehr bestimmten Absichten und mit ausgesuchten Mitteln. Und so gewis alles bestimmt-absichtliche, wie wir eben sagten, dem Eindruck des Schönen und Gefälligen nachtheilig ist: so erfordert doch die Liebe, wenn sie interessant und piquant seyn soll, ein gewisses Mittelgefühl zwischen Absicht und Nicht-Absicht, zwischen Vorsätzlichkeit und Zufälligkeit: denn nicht eine willen- und lebenlose Sache, sondern eine Person mit freyer Willkühr, mit eigner Entschlußfähigkeit, soll uns hier Gefallen, und noch mehr als Gefallen, soll uns Neigung für sich einflößen. Liebe, ohne einige Gränchen von Selbstbestimmung in dem geliebten Gegenstande, kann höchstens nur einen Laffen oder einen durchaus verderbten Wollüstling, aber keinen

verständigen Mann behagen. Er liebt wie der alte Dichter.

puellam nec nimis facilem, nec nimis difficilem

nicht zu hingebend, und nicht zu spröde

er erzählt von seinem Mädchen, wie der verliebte Hirt beym Virgil.

Malo me Galatea petit lasciva puella:
et fugit in salices, et se cupit ante videri. VIRGIL.

„Mit dem Apfel zielet nach mir das lüsterne Mädchen, und flieht hinter die Weiden zurück: doch will sie vom Schäfer erst noch gesehn seyn.“

Das ist nicht jene verächtliche, verhaßte Coquetterie abgeblühter, liebelnder Schönen: es ist die ungeschminkte, natürliche, allein liebenswürdige Coquetterie der Liebe: wie sie da der unverdorbene Jüngling an seinem unschuldigen Mädchen, der edle Mann an seinem Weibe liebt: wie sie sich in jedem unschuldigen Mädchen, und in jedem züchtigen Weibe äußert: und wie nur Heuchler sie tadeln, nur Dummköpfe gleichgültig dagegen seyn, und nur ausgeartete Wollüstlinge sie verspotten oder verachten können.

Philinens Coquetterie ist nun freylich nicht ganz diese ungeschminkte, ungekünstelte der

vah-

ren Liebe: dafür hat sie zuviel Laune von der einen, zu viel Erfahrenheit von der andern Seite: aber sie ist auch eben so weit entfernt von jener verächtlichen Gefallsucht: denn dafür ist sie zu nachläßig, zu eigensinnig: dafür ist ihr Interesse für die Männer zu wechselnd, zu wandelbar.

Philinens Coquetterie liegt zwischen beiden Gattungen in der Mitte: sie verbindet das zufällige der edleren mit dem absichtlichen der unedleren: neigt sich aber vielmehr zu jener, als zu dieser hin: und wird durch dieses unbestimmte, schwebende zwischen Absichtlichkeit und Zufall, zwischen Kunst und Natur nur desto anziehender, desto fesselnder.

Sicher zu gefallen, so oft sie gefallen will, ist sie gleichgültig gegen den Beifall der Männer, ohne ihn zu verschmähen: getheilt zwischen dem Gefühl der Eitelkeit, daß sie den Männern gefällt, und dem Spott, daß die Männer ihr gefallen wollen, lacht sie über den erhaltenen Beifall, und ärgert sich noch vielweniger über den nicht erhaltenen.

Regt einmal ein Wilhelm Meister etwas ernster ihre Sehnsucht an: dann achtet sie's mitunter auch wohl werth, ihm gefallen zu wollen auf eine Art, wie andere ihm offenbar misfallen müßten. Ihr Benehmen ge-

gen ihn ist mehr zuvorkommend, als zurückhaltend; zu sehr in ihrer Laune gegründet, um zudringlich zu seyn: es hat, obgleich offenbar absichtlich, mehr das Ansehn von verliebter Linkheit, als von Bestreben nach Meisters Besitz: ist aber offenbar zu klug für jenes, zu einfältig für dieses. Meister wird, so wie wir Leser, in der Mitte schwebend erhalten in dem Glauben, sie handle gegen ihn mehr aus Laune und wandelbarer Gemüthsstimmung oder nach einmal angenommener Sitte, als mit besonderer Absicht auf ihn: doch muß er das erstere viel wahrscheinlicher finden, als das andere; ohne sich doch des letztern Verdachts ganz erwehren zu können; wie dies auch würklich Meisters Gefühl ist. Das schlaue Mädchen, die ihre Leute nur zu scharfsichtig bis auf den Grund durchschaut, mußte es Meistern sogleich bey der ersten Unterhaltung mit ihm anmerken, daß man ein Herz, wie das seine, eher durch Zurückhaltung, als durch Zuvorkommen gewinnen könne.

Und doch, obgleich es ihr mit seinem Besitz Ernst ist, schlägt sie den letzern Weg ein. Wie das? Sich zurückhalten, die Scheue, die Furchtsame, die Zärtliche zu machen — das ist nicht für eine so leckere Natur: dafür haßt sie zu sehr alles, was Zwang, oder Zwang-ähnlich ist. Eine so durchaus ungleichartige Na-

tur, als die des Wilhelm Meister im Vergleich mit Philinens ist, auf keine andere, als auf die, ihrer gewöhnlichen Sitte und natürlichen Laune angemessene Art zu gewinnen — das ists, was der eitlen Flatter-Seele schmeichelt: auch nur auf eine Zeitlang sich selbst und ihre angeborne Natur zu verläugnen oder zu zwingen, blos um ihm zu gefallen — dafür liebt sie ihn, liebt sie keinen Mann, ernst genug. Ist Meister nicht auf die erste Art, ist er nicht auf ihre gewöhnliche Manier zu gewinnen? — Er mag gehen! und Philine, nachdem sie, wenn nicht mit seiner Liebe zu ihr, wenigstens mit ihrer Liebe zu ihm, einige Tage oder Wochen, wo sie sich sonst gelangweilt haben würde, vertändelt, und ihn höchstens in der Einbildungskraft genossen hat, — kümmert sich um ihn nicht weiter.

„Wenn ich dich liebe, was gehet's dich an? Wer fühlt, wer sieht nicht in diesem kurzen, einsilbigen Wort das launige, lüstern-sinnliche, ernst-verliebte, und doch in jedem Augenblick zum Aufgeben des geliebten Gegenstandes immerfertige Mädchen, alles in einem, ein's in allem?

Aber in Zügen dieser Art ist Göthe Meister:

wir erkannten dies schon oben in Nataliens merkwürdigem „Nie oder immer."

Einen Zug, abgelauscht dem reinsten, feinsten Edelsinn der Liebe nenn' ich's, wenn Philine, bey ihrer ersten Begegnung mit Meistern, den Straus, den er ihr verehrt, mit lieblich-bescheidener Zärtlichkeit an den Busen drückt, indem sie ihm auf der Treppe entgegenkömmt.

Mit welcher edlen Natur war dieses Mädchen geboren! Sie hatte Anlagen eine Julie, eine Clarisse zu werden. Und nun wird sie — — Philine.

Wilhelm macht ihr nicht unbedeutende Präsente: und sie — läßt sie sich machen: so arm sie ist, sie erwiedert seine Freygebigkeit: sie schenkt ihm ein Pudermesserchen. Das Geschenk ist klein: aber prächtige Geschenke in der Liebe beleidigen: es scheint, als wenn der Werth des Geschenks dem Werth der Gesinnung, mit welcher man schenkt, Eintrag thut: die Einbildungskraft des Empfangenden wird durch den erstern zu sehr abgezogen von dem andern. Kleine Geschenke unserer Geliebten dagegen, eine Haarnadel, eine Stecknadel, steigern ihren Werth selbst durch ihre Geringfügigkeit: Die Gesinnung des Gebers scheint den Gehalt der

Gabe zu ersetzen; und jene zu gewinnen, was dieser abgeht.

Man sieht, wie Philine lieben könnte, wenn sie wollte! Aber Philine, die flatterhafte Philine, das leichtsinnigste aller Mädchen, ist verliebt, ist ernst-verliebt in Meistern, ist es in einem höhern Grade, als ihre durch Männer-Eroberungen verwöhnte Eitelkeit es sich gestehen will. Ihre zärtliche Umarmung des schlafenden Meisters, ihr Verweilen in dem Schlafzimmer des Abwesenden, verrathen die Beschäftigungen einer mit den Zaubergestalten eines geliebten Gegenstandes über und über angefüllten Einbildungskraft; die sich durch Schatten für Würklichkeiten zu entschädigen strebt: (wenn gleich alle diese Aeußerungen wahrer Verliebtheit, Philinens Charakter gemäs, gar wohl auch als schlaue Versuche zu Meisters Bestrickung angesehen werden können.)

Hier handelt sie einmal offen: denn niemand ist Zeuge, Zeuge von ihrer durch — Liebe überwundenen Eitelkeit.

Aber welch ein Mädchen! die, bey diesem Grad von Liebe, sich dem geliebten Gegenstande mit so wenig Ernst zu nähern strebt! Auch nur als Opfer der Eitelkeit betrachtet, müssen wir ein solches Betragen an ihr bewundern.

Und Meister, der zartfühlende, der Weiber-liebende Meister — wie fast groß erscheint er uns, bey dem mächtigen Eindruck der Reitze Philinens auf sein weiches Herz, in seiner immer gleichen Haltung gegen dies verführerischste aller Mädchen, deren noch nie besiegte Eitelkeit — der Liebe zu ihm weicht; die ihn, (er weis es, er kann es sich nicht verhehlen) liebt, wahrhaftig liebt.

„Aber wenn das lockere Geschöpf zuweilen nur nicht allen Anstand bei Seite setzte! Wer kann z. B. die Scene beym Frisiren entschuldigen, wenn sie, Knie an Knie, drückt.“

So hör' ich hier einige schöne Zart-empfinderinnen sprechen, die es kaum wagen, die letzten Worte vernehmlich über die Lippe zu bringen.

Ihr zürnet, ihr erglühet mit Recht, feine Seelen, gegen die Unartige! der äußere Anstand ist nichts anderes, als das Bild des schönen Edelsinns der Liebe. Doch diese, euch mit Recht tadelnswürdig-scheinende, Attitüde — konnte sie nicht unvermeidlich durch das Geschäfte des Frisirens hervorgebracht werden? Konnte nicht Philinens Unerfahrenheit in einer für sie neuen Kunst und sonderbaren Situazion diese kleine Unschicklichkeit veranlassen? Dafür nahm es Meister: denn sonst würde das leichtsinnige Mädchen

ihn gewis sogleich bey der ersten Begegnung zurückgescheucht haben.

„Da hat sich Meister sehr — getäuscht, rufet ihr fein spottend aus, gewis getäuscht.“

Aber, antworte ich, damals kannte er ja noch nicht die ganze Philine, wie wir Leser der Lehrjahre sie nun kennen: und Philine bleibt auch hier offenbar jener ihrer Handlungsmaxime treu, den Beobachter ihres Betragens zwischen Zufälligkeit und Absichtlichkeit in einer zweifelhaften Mitte zu erhalten. Meister konnte Philinens Charakter ahnen: aber immer fehlten ihm die einzig gültigen Beweise für jeden Verdacht. Sein eigenes peinliches Gefühl unter Philinens frisirender Hand mußte ihn nur desto wahrscheinlicher auf die Neuheit und Unerfahrenheit des sonderbaren Mädchens den Schluß ziehen machen.

Am tadelhaftesten, und jedes zärtere Gefühl zurückstoßend, ist unfehlbar Philinens Umgang mit dem jungen Friedrich und mit dem Stallmeister. Fast wünschte man, daß der Dichter des letztern nicht erwehnt, oder wenigstens einen milderen Schleier drüber gebreitet hätte, als es ihm nun beliebt. Denn des blonden Friedrichs Stand, Jugend, originelle Erziehung und gränzenlose Hingebung an Philinen (hatte sie ihn doch — bis zu ihrem Peruquier herabge-

setzt!) mußte für diesen Sonderling unter den Mädchen einen unwiderstehlichen Reiz haben: wie wohl wir sie demohngeachtet auch diesen mit herabwürdigender Verachtung behandeln, ihn zu wiederhohlten mahlen gleichgültig von sich entlassen, und wieder aufnehmen sehen, bis sie endlich mit ihm davon flieht, und beyde auf einem kleinen Gütchen ein Leben führen, wie es das allersonderbarste Paar, welches je durch des Zufalls sonderbarste Laune zusammengebracht ward, immer nur führen mochte. Erwegen wir indessen Stand, Lebensweise, frühe Gewöhnung, und die ganze Lage Philinen's, verbunden mit der ihr eigenthümlichen Gemüthsstimmung: so fühlen wir uns gedrungen, so unendlich tief sie auch unter einer Mariane steht, sie eher zu bemitleiden, als zu verachten, fühlen uns gedrungen, unser verdammendes Urtheil wenigstens in milderen Ausdrücken abzufassen.

Was überdem noch diesen, jenen, Zug in Philinens Liebschaften nicht wenig mildert, ist dieses: daß, da man es ihr offenbar ansieht, daß sie der Eitelkeit und dem Lustgefühl, zu reitzen und gereitzt zu werden, nicht widerstehen kann, und daß die Befriedigung dieser beyden Triebe als Ziel und Augenmerk ihres ganzen Seyns angesehen werden muß, sie dennoch, vor ihrer eigenen Sinnlichkeit gleichsam

erröthend, diese zu verschleyern sucht: indem sie von der Liebe nie anders, als von einem höchst unbedeutenden, nicht viel zu achtenden Gegenstande spricht, mit dem es keinem gescheiten Menschen Ernst seyn könne: ein Scherz, der die Lippen jedes andern Mädchens entstellen würde, in diesem Munde aber anzudeuten scheint, und nach Philinens Absicht gewis auch andeuten soll, daß sie in der sinnlichen Liebe, so wie überhaupt nichts besonders-wichtiges oder schätzenswerthes, also auch gar nicht das wesentliche der Befriedigung des Geschlechtstriebes suche.

Wenn wir aus Philinens Munde z. B. folgende Worte hören: „Aureliens Bruder hat unter der Truppe eine Tänzerin, mit der er schön thut, ein Aktrischen, mit der er erzürnt ist, in der Stadt noch einige Frauen, denen er aufwartet, und nun steh ich auch mit auf der Liste. Der Narr! Von den übrigen — sollst du morgen hören: und nun noch ein Wörtchen von Philinen, die du (Wilhelm) kennest. Die Erznärrin ist in dich verliebt. Sie schwur, daß es wahr sey, und betheuerte, das es ein rechter Spaß sey, dann werde die Hetze erst recht angehen. Sie läuft ihren Ungetreuen, du ihr, ich dir nach. Wenn das nicht eine Lust auf ein halbes Jahr giebt, so will ich an der Episode ster-

ben, die sich zu diesem vierfach verschlungenen Roman hinzuwirft."

Wenn wir, sag' ich, Philinen so reden hören: müssen wir nicht wider unsern Willen die Meinung fassen, daß ihr die Liebe unmöglich ein Gegenstand von besonderem Interesse seyn könne?

Freilich läßt sie uns in ihren Handlungen nur zu oft das Widerspiel von ihren Reden erblicken: aber ein Mensch, der von der Lieblingsleidenschaft, der er nachhängt, und der er vielleicht manches wesentliche Opfer bringt, mit dieser Gleichgültigkeit, dieser an Verachtung gränzenden Gleichgültigkeit spricht, flößt doch unwiderstehlich die Meinung ein, daß er jener Leidenschaft zwar augenblicklich und launenhaft fröhnen, aber nicht ihr gänzlich hingegeben seyn könne: wenigstens scheint er uns überreden zu wollen, daß er vor seinen eignen Fehlern erröthet, indem er sie hinter dieser vorgegebenen Gleichgültigkeit zu verbergen sucht.

Philine, die schlaue Philine, verschleiert durch diese und ähnliche Reden über die Liebe offenbar nur ihre Sinnlichkeit: gewinnt aber auch dadurch, eben so offenbar, in unserer Meinung.

„Wenn ich nur meinen Blonden hier hätte", ruft sie, wie mit einer Stimme, die sich zwi-

schen Lachen und Seufzen theilt, bey dem nicht gefahrlosen Abentheuer im Walde, wo alle, wo sie selbst auch, von keinem geringen Schreck überfallen waren. Wer sollte hier nicht glauben, daß Philinen's Liebe zu Friedrich nichts mehr, überall nichts mehr, als ein kurzweiliger Scherz in langweiligen Stunden sey? Wer unter der ganzen niedergeschlagenen Gesellschaft muß nicht, und wäre der Schreck dreymal größer gewesen als er nun war, laut aufgelacht haben, wenn er das eitle Mädchen nun da sitzen sah, ohne einen bestimmten Liebhaber, den sie necken oder reitzen, oder auch ärgern konnte. Der blonde Friedrich — nicht da: Wilhelm betäubt von Schmerz: alle andern um sie her, mehr mit ihren Wunden, oder erlittenem Verlust, als mit ihrem Herzen beschäftigt. „Wenn ich nur meinen Blonden hier hätte"! Welcher natürliche charakteristische Ausruf unter diesen Umständen in Philinens Munde! Wohl war der immer leichte, immer heitere und immerverliebte Friedrich jetzt der einzige, der Philinen entlangweilen konnte.

„Wenn ich nur meinen Blonden hier hätte"! ich werfe die Feder weg, um über diese Naivetät des schlausten aller Mädchen noch einmal zu lachen. Noch ein anderer Zug, durch welchen uns die äußerst-sinnliche Philine wenn nicht

geistigen, doch weniger sinnlich erscheint, ist der, daß sie im Genuß von Speise und Trank äußerst mäßig ist. Sie nippt nur vom Champagner; und bey dem allgemeinen Bachanal, wo Meister, der bescheidne Meister selbst, des guten zu viel thut (man erlaube mir diesen beliebten Trinker-Ausdruck) ist ihr unter allen am wenigsten der Rausch anzumerken.

So wie wir einen Menschen, der, ohne durch Arbeit ermüdet, oder durch das Bedürfnis des Hungers gequält zu seyn, sich's bey einer reichbesetzten Mahlzeit über alles wohl behagen läßt, und dessen ganzes Wesen in diesem Wohlbehagen gleichsam zu schwimmen scheint, mit Recht für sehr sinnlich und den gröbern Vergnügen hingegeben halten: so flößt uns die Enthaltsamkeit eines Menschen, in Genüßen der Zunge und des Gaumens, die Idee von einer gewissen Feinheit seiner körperlichen und geistigen Organisazion ein. Eben so wird uns ein schlank- und schmächtig-gebautes Frauenzimmer allemal weniger wollüstig scheinen, (wären wir immerhin vom Gegentheil überzeugt) weniger wollüstig scheinen, als ein volles und wohlgenährtes. So sehr heftet sich die Natur in Sachen des Geschlechtstriebes, aus sehr begreiflichen Ursachen, überall an das Körperliche!

Vollendet, ich will sagen, für unser moralisches Gefühl befriedigend vollendet, hätte vielleicht Göthe Philinens Charakter, wenn er der einstweiligen Reue, welche Philine wegen ihres Betragens äußert, z. B. da, wo sie Meistern gesteht, daß sie sich selbst verachten müßte, wenn sie nicht fähig wäre, sich zu ändern, und sich seiner Freundschaft werth zu machen, und wo sie von ihrem Zustande, den sie den vorigen nennt, eine aufrichtige Beschreibung macht (S. 128 2r Band), wenn er dieser Reue den Anstrich eines wahren Ernstes zu geben beliebt hätte. Allerdings täuscht sie hier den, eine so tiefe Verstellung nicht durchschauenden, Wilhelm: aber der Dichter erklärt ihr Betragen ausdrücklich für Heucheley, und die Absicht, in welcher sie hier grade die Reue heuchelt, (nemlich, um Wilhelmen in das von der Baronin dem Grafen gelegte Netz desto sichrer hineinzulocken) macht uns ihre Reue so gar verhaßt, indem sie dieselbe zu einem sträflichen Mittel unedler Zwecke herabwürdiget, und mit ihrer Besserung offenbar ein Gespötte treibt.

Gewis würde auch nur eine vorübergehende, augenblickliche, aber ernste Reue in Philinen unser nicht selten gegen sie empörtes Moralgefühl gewissermaßen versöhnt haben.

Wolle aber der Dichter seinen Lesern an Philinens Beyspiel die schreckliche, nur zu allgemein-bestättigte Wahrheit lehren, daß bey weiblichen Geschöpfen dieser Gattung, ächter reiner Moralsinn endlich ganz verloren geht: so hat er dadurch diesem, für manche Leser und Leserinnen höchst verführerischen, Charakter einen wesentlichen Theil des verführerischen genommen, und ihn, was für jeden edleren Darsteller immer rühmlich ist, moralisch-erbaulich, ich will sagen, belehrend und warnend, geschildert: eine Absicht, die der Dichter auch durch einige oben schon ausgezeichnete, Züge bezweckt zu haben scheint.

Da dieses sonderbare Mädchen den Leser nicht weniger durch ihr so einziges Betragen, als durch ihren Geist zu interessiren weis: so sagen wir billig auch noch etwas über den leztern und seine eigenthümliche Wendung.

Philinens Geist ist nicht ausgebildet; er ist aber auch nicht vernachlässiget: sie hat von Geist und Bilduug gerade genug, um sich nie in Verlegenheit zu finden, so oft ein Frauenzimmer Verstand und Gewandheit des Geistes für gewisse Gelegenheiten bedarf: und was ohne Zweifel noch mehr sagen will, sie hat Geist genug, um dadurch zu gefallen, so oft sie dadurch gefallen will: und gerade dies

ist das eigenthümliche Frauenzimmer-maas von Geist und Bildung.

Ist es Männerstolz, ist es Eitelkeit, ist es ein anderes Gefühl? Ich weis es nicht, aber gewis ist's, daß ich keine Dame über Gegenstände der Gelehrsamkeit oder des Scharfsinns mit gründlicher Einsicht und Kenntnis jemals sprechen hörte, ohne mich dadurch, um das allergeringste zu sagen, wenigstens befremdet zu fühlen.

Nicht Gelehrsamkeit, sondern eine gewisse Kenntnis; nicht Scharfsinn, sondern richtiges Urtheil; nicht ins allgemeine sich verbreitende Vernunft, sondern ins einzelne gehender Verstand; nicht schimmernder Witz, sondern naive Wendung, scheinen den eigenthümlichen Kreis geistiger Weiber-Bildung zu bezeichnen. Selbst alle Weiber von sehr glänzenden und sorgfältigst ausgebildeten Geistestalenten, die uns die Litteraturgeschichte aufstellt, haben sie wohl, seys in den schönen Künsten, seys in den ernsteren Wissenschaften, etwas geleistet, was über die Grenze des schönen, zierlichen, feinen hinausging?

Erhabenheit und hohes Pathos*) in welchem Gedicht einer Dichterin finden wir sie? Plato-

*) Sappho's berühmte Ode — betrift nur „Liebe".

nischen Schwung, Humischen Scharfsinn, Rousseausche Energie, Kantische Spekulation — in welcher Prose einer schönen Französinn, oder Brittin, oder Teutschen treffen wir sie an? Selbst die populaire Klarheit, Bestimmtheit und Methode eines Garve — in keiner Frauenzimmerschrift erstrekken sich über zwey Seiten hinaus. Und welcher Entdeckung, welcher Erfindung, welcher auffallenden — auch nur Berichtigung rühmen sich endlich die Wissenschaften von der Hand der Leontien, der Hypatien, der Chatelet? Freilich sind die eben angerühmten Schriftsteller-Eigenthümlichkeiten auch in Männerwerken nur Seltenheiten: aber diese nähern sich denselben doch unverkennbar in einem höhern Grade.

Man verzeihe mir diese, wenn vielleicht weniger dem Ort, als der Zeit angemessene Abschweifung. Denn in der That! der Schwindelgeist gewisser allerneusten Philosophen des Auslandes und Einlandes hat in unsern Tagen auch die Begriffe von männlichen und weiblichen Anlagen und Thätigkeitskreis sonderbar durcheinader gemischt: und die geistreichen Scherze des Verfassers der Schrift „über die bürgerliche Verbesserung der Weiber" sind von einer Menge eingeschränkter Geister im Ernst gedeutet; seine scharfsinnige Bemerkungen über einzelne

Aus-

Ausnahmen von der Regel, zu Allgemeinsätzen erhoben, und seine utopischen Vorschläge für sehr wesentliche Bestandtheile einer (wahrscheinlich noch abzufassenden) neuen Constitution des Menschengeschlechts erklärt worden.

Wir kehren zu Philinen zurück, über deren geistige Ausbildung hinaus zu gehen — den Natalien, den Theresen, und schönen Seelen ihres Geschlechts gestattet ist, als welche jedem feinern Männergeist, durch eine solche Verfeinerung und Veredlung ihrer intellectuellen Anlagen, nur desto liebens- und achtungswürdiger erscheinen müssen.

Dagegen kann Philinens Geist und Bildung als das Maas derjenigen natürlichen Geistesanlagen und Geistesbildung gelten, die der Mann von gewöhnlichem Geist und gewöhnlicher Bildung, das heißt, neunzehnzwanzig Theil unseres Geschlechts, und nicht selten auch die allerfeinsten nnd gebildetsten desselben, an dem Weibe fast einzig suchen und billigen. *)

*) Ich kannte sehr geistreiche Männer, die an Weibern grade am allerwenigsten Geist suchten. Ueberhaupt aber scheint es mir, als wenn die Männer im Ganzen weit weniger Geist an den Weibern suchen, als diese es wohl glauben. Doch — erfahrne Weiber wissen dies nur zu wohl.

Ein Weib braucht zur Führung einer Haushaltung, zur Behandlung ihrer eignen Liebe, und der Liebe des Mannes, der ihr gefallen, dem sie gefallen will, braucht zur Erziehung der Kinder, zur Leitung und Beherrschung des Gesindes, braucht in dem Umgange mit Mannspersonen, und insbesondere auch zu einer Art von geschickten Unterjochung ihres Gatten und seiner Launen, Leidenschaften und Ungestümheiten (eine Unterjochung, die sich der verfeinertste und edelste Mann nicht nur gefallen läßt, sondern sie so gar gerne hat) zu allem diesem braucht ein Weib eine gewisse Maße von Verstand, Urtheilskraft, Menschen-Kenntnis und Feinheit, mitunter auch Schlauigkeit des Geistes, wie sie da kein Schriftsteller zu der Abfassung eines mittelmäßig-gedachten, und mittelmäßig-geschriebenen philosophischen Werkleins, wie sie da kein Verfasser unsrer Alltagsromane, wie sie da kein Journal- und Allmanachsdichter zu der Geburt seiner Geistesprodukte bedarf. Diese Maße von intellektueller Energie wollen wir den intellektuellen Hausbedarf des Weibes nennen.

Zu diesem Hausbedarf kömmt dann oft noch, was der Franzose nennt „les agremens d'esprit," eine originelle Wendung des Geistes zu

Laune und Witz, die Dinge aus gewissen leichten, gefälligen Gesichtspunkten anzusehen, oder sie in solche hinüber zu spielen; das trokkene zu beleben, das schöne zu verschönern, das intereßlose interessant zu machen; über das schwerfällige leicht, über das verdächtige unmerklich hinzuschlüpfen; eigene oder fremde Verlegenheiten täuschend zu verstecken, oder schlau zu umgehen, oder sich geschickt herauszuziehen: denn das ist eigentlich Weiberwitz und Weiberlaune: hiezu werden sie durch ihren natürlichen Hang zum Putz und zur Eitelkeit, durch die Eigenthümlichkeiten und Zartheiten der in ihrer Art einzigen Leidenschaft, der Liebe, und durch ihre leichte, nachahmende, allgefügige Natur überhaupt hingeneigt; durch die, meistentheils nur auf Künsten dieser Art beruhende, Herrschaft über die Männer aufgefordert; durch die ungestümen Zudringlichkeiten der letztern gereizt; und durch tausend größere und kleinere Verlegenheiten in dem Kreise ihrer Thätigkeit mannigfaltig gebildet.

Denn in der That! nach vielfachen Beobachtungen, fand ich von jeher in der Unterhaltung eines interessanten Weibes beym Tisch oder beym Caffe, in ihrer Art zu erzählen oder gewisse Dinge zu wenden, in ihrem Benehmen gegen Liebhaber und Nichtliebhaber, oft in einem

Blick, einer Wendung des Auges, bey gewissen kritischen Umständen, oft in dem Grad der Stärke oder der Schwäche eines Händedrucks zum Ausdruck gewisser Leidenschaften und ihrer verschiedenen Thermometer-höhe, — in allem diesem, sag' ich, fand ich oft mehr Geist und Feinsinn, und Originalität, als in Bändestarken Auswahlen von Gedichten „mittelmäßiger Dichter": ja selbst noch jetzt, wo ich, als Geistlicher, auch nicht einmal im Scherz, eine Unwahrheit, und selbst keine schöne Unwahrheit sagen darf, gestehe ich's unverhohlen, daß ich, bey meinen blos psychologischen Beobachtungen über den Menschen und seine charakteristische Bizarrerien, mehr Geschmack, Kunstsinn und feines Ahnungsgefühl des Schönen und Schicklichen finde in der Art, wie die junonische **r** ihr ebenschwarzes Haar in Locken hinfallen läßt; wie die piquante Grazie **r*n*g ihren Hut setzt, und wie die, zur Furcht aller Bräute und zum Schreck aller jungen Gattinnen so allgemein bewunderte Mamsl. —l*— ihren Schawl trägt, als in allen Gedichten gewisser heurigen Dichter, die sich, nach dem sehr bedeutungsvollen Ausdruck gewisser teutschen Rezensenten, recht gut lesen, nach meinem Urtheil aber viel besser nicht lesen lassen.

Diesen wahren Frauenzimmer=Geist und Witz hat Göthe Philinen gegeben; diesen äußert sie in ihren einstweiligen Maximen, Bemerkungen, Rede=wendungen, Gleichnissen; in ihrer Art zu erzählen, in ihrer ganzen Manier, die Dinge und die Menschen anzusehen und zu beurtheilen.

„Eure Gesellschaften, sagt sie einst, indem „von der allgemeinen Unterredung der Menschen „die Rede ist, kommen mir vor, wie die steifen „Peruquen mit den zierlich=gethürmten Locken".

Welche Wahrheit! wie treffend! wie rousseauisch! wie glücklich mahlt hier Philinens leichte Zunge das gezwungene, convenzionsmäßige, das zufällige und doch nicht regellos=zusammen gestoppelte unserer gesellschaftlichen und statistischen Verbindungen! So wie diese da jetzt noch fast durchgängig sind, müssen sie allerdings als ein mühsam=zusammengeheftetes, noch mühsamer im Stande zu erhaltendes, und nebenher höchst lästiges Bekleidungsstück der Menschheit angesehen werden.

„Wenn ich nur nichts mehr von Natur und „Naturscenen hören sollte, ruft sie einem von ihr „verschmähten lästigen Declamator über rieselnde Quellen und murmelnde Bäche und säuselnde Lüftchen, hinterdrein: es ist nichts unerträglicher, als sich das Vergnügen vorrechnen

„zu lassen, das man genießt. Wenn schön „Wetter ist, geht man spazieren, wie man tanzt, „wenn aufgespielt wird. Wer mag aber nur „einen Augenblick an die Musik und wer ans „schöne Wetter denken? der Tänzer interessirt „uns, nicht die Violine, und in ein paar schöne „schwarze Augen zu sehen, thut einem paar „blauen gar zu wohl. Was sollen dagegen „Quellen und Brunnen, und morsche Linden!“

„Sie sah, indem sie so sprach, Wilhelmen, „der ihr gegenüber saß, mit einem Blick in die „Augen, dem er nicht wehren konnte, wenig„stens bis an die Thüre seines Herzens vorzu„dringen.“

Ich finde es dem natürlichen Fein- und Schön-Sinn eines Weibes höchst angemessen, wenn eine schöne Gegend, eine ergötzende Aussicht, ein rieselnder Bach, und jede Schönheit der Natur, sie mit einem angenehmen Eindruck berühren.

Aber für mich hat es etwas — ich weis nicht was — befremdendes, langweiliges und abstoßendes, wenn einige unserer Damen und Mädchen, verführt durch die reitzenden Beschreibungen romantischer Gegenden und Naturschönheiten in Gedichten und Romanen, eine ganz besondere Verfeinerung und erhöhten Geistesschwung darin setzen, daß sie, etwa bey einem

Caffee mitten im Winter, sich mit einer Art von Begeisterung über gesehene, oder gelesene schöne Gegenden, Aussichten u. s. w. ergießen.

Die Ursache dieses widrigen Gefühls scheint mir darin zu liegen, daß das Weib, als von der Hand der Natur selbst für den engen Kreis der dem Auge zunächst vorliegenden Dinge gemacht, und auf die Erde hingestellt, durch jeden zu kühnen Schwung der Einbildungskraft in Weiten und Fernen hinaus (geistig und körperlich gedeutet) diesen bescheidenen Kreis überfliegt, und sehr leicht die Meinung einflößt, daß sie, über diesen Weiten und Fernen der Einbildungskraft, die Nähe und das Detail der wirklichen Dinge vergessen habe.

Bey uns Männern liegt hier überdem ein geheimes Gefühl im Hintergrunde, daß Weiber, die in unserer Gegenwart von Dingen der Einbildungskraft, von leblosen Bäumen, Bergen, Aussichten, mit dieser Begeisterung sich unterhalten können, von dem ihnen viel natürlichern Interesse für Männer und Männer-Umgang, und mitunter auch für uns, die zu jenen ihren rednerischen Naturschilderungen ein geduldiges Ohr leihen müssen, ziemlich losgetrennt seyn müssen.

Nicht zu gedenken, daß jene Naturschönheiten ihr wahres Interesse fast einzig durch An-

schließung auf religieuse oder sittliche Ideen erhalten: wozu sich nur wenige unter den Weibern erheben können. Daher auch nur Dichter, wie Kleist und Thomson, Naturschönheiten mahlen, oder wie Matthison und Salis, besingen müssen, wenn uns ihre Schilderungen nicht, nach dem Popischen Ausdruck, ein Gastgebot auf lauter Suppen scheinen sollen: und doch langeweilt den Kenner auch schon manches Liedchen der beschreibenden Gattung von der Hand eines Matthison.

* * *

Die wandernde Schauspieler-Truppe stößt unterwegens auf den, ihr noch unbekannten, Abbe: er verschwindet: und jeder der Anwesenden will den sonderbaren Mann schon irgend anderswo gesehen haben.

„Und doch könnt ihr euch alle irren, unter„bricht sie Philine; dieser Mann, fährt sie fort, „hat eigentlich nur das falsche Ansehn eines Be„kannten: weil er aussieht, wie ein Mensch, und „nicht wie Hans und Kunz."

„Was soll das heißen, sagt Laertes, sehen „wir nicht auch aus wie Menschen? Ich weis, „was ich sage, versetzt Philine, und wenn ihr „mich nicht begreift, so laßt's gut seyn. Ich wer-

„de nicht am Ende noch gar meine Worte aus=
„legen sollen“.

So alltäglich hier Scene und Handlung scheinen, so waren sie's doch werth, von einer Göthischen Hand ins Gemählde mit aufgenommen zu werden.

Philinens erstere Bemerkung, daß wir uns nemlich oft blos deswegen überreden, einen Menschen irgendwo schon gesehen zu haben; „weil er, nach ihrem naiven Ausdruck, wie ein „Mensch, und nicht wie Hans oder Kunz aus= „sieht“; ist sehr treffend. Denn grade alsdann, wenn ein Mensch in seinem äußern Ansehen, und insbesondere in der Physiognomie, nichts ausgezeichnetes, nichts befremdendes oder hervorstechendes hat, kann sich die Seele am ersten täuschen, ein ähnliches Menschenbild irgend zu einer andern Zeit, oder an anderm Ort schon wahrgenommen zu haben: indem, wie bekannt, der größte Theil der Menschen, der sich unsern Bemerkungen darstellt, wie am Geist, so am Körper, nichts auszeichnendes, nichts hervorstechendes verräth. Und eben dies ists, was Philine mit dem „nicht Hans, nicht Kunz“ sagen will.

Wenn man sie nicht versteht, (und gewis! viele sehr alltäglich = gesagte Dinge enthalten, wenn der scharfsinnige Psychologe sie unter das

mikroscopische Glas der Analyse bringt, einen tiefen und mitunter nicht leicht zu entwickelnden Sinn): so ist es eben so charakteristisch, was sie hinzusetzt: „Ich weis, was ich sage: und wenn ihr mich nicht begreift, so laßt's gut seyn. Ich werde am Ende doch nicht meine eigne Worte auslegen sollen."

Nichts gewisser, als daß Philine, hätte sie den wahren Sinn ihrer eignen Worte erklären sollen, verlegen gewesen seyn würde. Aber sie begnügte sich, wie der Menschenverstand, und insbesondre auch Weiber, seine Repräsentanten, meistentheils zu thun pflegen, mit jenem dunkeln Ahnungsgefühl, von welchem unser Geist, auf eine, von den Psychologen lange noch nicht hinlänglich beleuchtete, wunderbare Art überall geleitet wird, wo die Ideen gleichsam mehr durch ihre Maße (extensiv) als durch ihren Gehalt (intensiv), ich will sagen, mehr durch die Menge, als durch die Klarheit der Vorstellungen, auf uns würken; und wo wir die Wahrheit mehr dunkel (aber sehr lebendig) fühlen, als klar einsehen.

Sicher, etwas gesagt zu haben, was Sinn enthält, kümmert's das leichte Mädchen nicht, daß naseweise Krittler ihr Wort in Anspruch nehmen, und gewissermaßen für sinnlos erklären wollen.

„Ich werde nicht am Ende meine eignen Worte auslegen sollen."

Bei vielen Dingen, wo der gemeine Menschensinn sagt, „das versteht sich von selbst", frägt der Philosoph nicht ohne Grund: und wie versteht sich's? und plagt sich lange, und nicht selten vergeblich, mit diesem Wie?

Eben dies ist die wahre Geschichte der Philosophie!!

Die Ideen von Gott, Vorsehung, Freyheit, Pflicht, Recht, Tugend, gehören mit zu den vielen, und zugleich zu den ausgezeichnetsten, die dem gemeinen Menschen-sinn durch ein gewisses Ahnungsgefühl beywohnen, und er sagte, so oft der speculative Denker sie in Anspruch nehmen wollte, mit Philinen: „sie verstehn sich von selbst: „ich werde doch wol nicht meine eignen Worte auslegen sollen." Und doch scheint es, daß, nachdem über das Wie? der sich selbst erklären-sollenden Begriffe unter den scharfsinnigsten Geistern seit drittehalb tausend Jahren und länger, die Meinungen getheilt gewesen, erst in unsern Tagen, durch das von Königsberg her ausgegangene Licht ein befriedigender Aufschluß darüber ertheilt worden. So — scheint es.

* * *

Eine sonderbare, aber treffende Bemerkung aus Philinens Munde, ist es, wenn sie einmal

sagt: „Ich kann die Kinder nicht leiden! und ein andermal: „ich wollte, daß man die Kinder, wie die Früchte von den Bäumen schüttelte.“

Einem so leichten, flatterhaften Geschöpfe konnte ein so wichtiges und mitunter lästiges Weiber-Angehänge, als Kinder sind, wol nicht anders als höchst lästig scheinen. Die Furcht, bey ihrem sträflichen Umgange mit Männern, irgend einst mit dieser Last behelliget zu werden, mußte jenen Eindruck beharrlich machen. Ueberdem aber liegt in Philinens Bemerkung noch ein gewisser tieferer Sinn, den Philine selbst wahrscheinlich nicht ahndete: den es uns aber, als philosophischen Analytikern, zu erörtern verstattet sey.

Jedes Weib, welches, seys nun mit, seys gegen Convenienz der Welt, ein Kind hat, stellt uns dadurch gleichsam ein sichtbares Unterpfand sinnlichen Liebesgenusses vor Augen: denn der Uebergang der Seele von der Würkung, und wäre diese die heilsamste, die schönste, die erhabenste, zu ihrer Ursache, ist hier, so wie überall, sehr natürlich. Dagegen hat jede verheirathete Dame, die ohne Kinder ist, und immer war, ein — ich weis nicht was — leichtes, luftiges, ätherisches. Denn wenn wir sie uns gleich, eben wegen der Rechte einer verheiratheten Frau, keinesweges als in dem

Liebesgenuß unerfahren denken können: so liebt doch die Seele, die grade hier so gern verschleiern mag, jede aufspringende Erinnerung an Dinge dieser Art: und eine Erinnerung dieser Art ist allemal ein Kind, und wär es das schönste, das liebenswürdigste, das hoffnungsvollste.

Uebrigens freilich, gesteh' ich, daß ich keinen Mann für vollkommen ausgebildet halten kann, der nicht Vater ist, und es nie war: so wie keine Frau, die nicht Mutter ist, und es nie war. Die Natur hat an diese Vater und Muttergefühle, als die allernatürlichsten unserer gesammten physischen und moralischen Organisazion, einen zu wesentlichen Theil unserer menschlichen Entwickelung geknüpft; und der sittliche Verderb der Menschheit, der hohe Cultur immer mitbegleitet, hat unter vielen andern Ursachen auch insbesondere die immersteigende Verringerung der Anzahl der Ehen zum Grunde.

* * *

Philinens Art, sich auszudrücken und darzustellen, mag sie erzählen, oder reflectiren, oder witzig seyn, hat überall den Charakter des leicht-hingeworfenen, naiven, des wie im Vorüberfluge gehaschten. Ihre Beobachtun-

gen sind wie ein treffender Blick auf einen Gegenstand: ihre Reflexionen sind ungezwungene Anbiegungen des Gegenstandes an einen leicht-empfänglichen Geist: ihr Ausdruck ist mehr eine schickliche als zierliche Form für den darzustellenden Gedanken: er skizzirt mehr, als er mahlt; ist mehr neu-gewandt, als wirklich original; mehr richtig, als scharfsinnig; mehr durch den Gegenstand erzeugt, als durch die Kraft des denkenden Subjects hervorgebracht. Kurz, auch ihre Art sich auszudrücken und darzustellen, hat das Gepräge jener natürlichen Leichtigkeit, die ihre eigene Art zu seyn, bezeichnet. Wehe dem Weibe, die nicht in ihrem eigenen Wesen diesen Charakter natürlicher Leichtigkeit mehr oder weniger ausdrückt: sie wird, bey allen andern achtungswerthen Vorzügen ihres Geschlechts, unter dem unsoliden, ungründlichen Männergeschlecht ohne Zweifel manchen Schätzer, aber schwerlich Liebhaber finden.

* * *

Die natürliche, glückliche Beobachtungsgabe, mit welcher der Dichter Philinen ausgestattet, macht sie auch zugleich jener Gewandheit fähig, nach welcher sie sich in alles zu fügen, das bekannte zu benutzen, das unbekannte zu ahnen, dem künftigen zuvorzu-

kommen weis: durch welche sie sich nie, auch nicht in den schwierigsten, verzweiflungsvollsten Umständen verlegen findet: ein eigenthümliches Weibertalent, wozu sie durch ihren angebornen Feinsinn, vielmehr, als wir Männer, aufgelegt sind; welches sie durch mannichfaltige und anschauliche Erfahrungen und Beobachtungen in den Verhältnissen des thätigen Lebens ausbilden und üben; und ohne welches sie, wie ich schon oben sagte, einem großen und wesentlichen Theil der in ihrem Kreise liegenden Geschäfte nicht gewachsen seyn würden.

Einen vernünftigen Mann verlegen zu sehen, ist mehr ein ängstlicher, als ärgerlicher Anblick: aber der Anblick eines verlegenen Frauenzimmers war mir von jeher unausstehlich. Jeder gescheuten Frau muß es viel leichter seyn, wenn sie will, einen vernünftigen Mann in Verlegenheit zu setzen; als dem feinsten Mann, eine Frau verlegen zu machen, wenn er auch immerhin bis zu einer gewissen Tücke gegen sie aufgereizt wäre. So natürlich ist es dem Weibe, fein-klug zu seyn! so wie es uns Männern dagegen mehr geziemt, derb-klug zu seyn. Denn dies ist es, was der Kreis unserer Thätigkeit eigentlich erfordert.

Belege von Philinens Gewandheit und Feinheit liefern uns unter andern insbesondere ihr politisch-heuchlerisches Betragen bey der Gräfin, ihre aus dem Stegreif schlau erfundene Geschichte bey der Ueberraschung mit Friedrich, so wie ihr ganzes Betragen, oft widersprechend unsern Begriffen von Anstand und Sittlichkeit, aber immer angemessen ihrem eigenen Vortheil und eigenen Grundsätzen.

* * *

Mit ächtem Weiberwitz und treffender Beobachtungsgabe verbindet Philine auch endlich eine Gattung von ironischem Spott, der der schönen Hälfte unseres Geschlechts, wegen ihres Feingefühls für Anstand und Convenienz, ihr aber auch insbesondere wegen ihrer leichten und leichtsinnigen Art, die Dinge anzusehen, eigen ist. Denn eben deswegen, weil ihr so viele Dinge klein, unwichtig und überflüssig scheinen, die andern sehr ernst, gros und wichtig sind, muß sie auch nothwendig viel mehr zu belachen und zu spotten finden, als andere.

Grade in diesem Lach- und Spottgeist liegt mit ein Grund, oder er kann selbst vielmehr als ein wesentlicher Theil angesehen werden — von dem Frohsinn, welchen der Dichter über Phi-

Philinens alle Reden und Handlungen ausgegossen hat.

Ein gewisser Ausdruck von Schwermuth und Leidsamkeit an einem Frauenzimmer hat für uns Männer allerdings einen gewissen Reiz: unter andern vielleicht auch deswegen, weil hier die Gefühle des Mitleids und der Theilnehmung sich zu dem Gefühl der Liebe gesellen, und dieses entweder erwecken, oder verstärken.

Von der andern Seite aber müssen wir in dieser liebenswürdigen Schwermuth und Leidsamkeit immer doch etwas unnatürliches finden: indem nicht Krankheit, sondern Gesundheit, nicht Schwäche, sondern Stärke, den Charakter der reinen unverdorbenen Natur bezeichnen.

So wie wir daher Gesundheit und Stärke an unsern Mitmenschen mehr lieben, als Krankheit und Schwäche, wenn wir gleich sehr oft zu den letztern, aus weisen Absichten der Natur, sympathetischer hingezogen werden: so behagt uns auch an einem Mädchen oder Weibe vielmehr Freude und Frohsinn, als grämliche Schwermuth oder empfindsam-hinschmelzender Weich- und Zartsinn. Denn angenehm zerstreuen, aufheitern, zu jedem edleren Genuß des Lebens und der Liebe beseelen, sollte das Weib den Mann: sie sollte mit

ihm weinen, aber noch vielmehr und öfter, mit ihm sich freuen.

Die Würde der Gattin, der Mutter kleidet schon eher ein Zug von Leidsamkeit. Aber jedes Mädchen muß, will sie der Natur treu bleiben, auf ihrem Gesicht und in ihrem ganzen Benehmen, jenes leichte, frohe, immer ungetrübte Götterleben auszudrücken suchen, welches uns die schönen Träume der Griechen an den Charitinnen und allen schönen Bewohnerinnen des Olymps schildern.

* * *

Philine gefällt allen Männern; das ist natürlich: sie misfällt allen Weibern; das ist eben so natürlich. Denn alle Männer lieben ein unwiderstehlich-reitzendes, nnd alle Weiber hassen ein unwiderstehlich-gefallendes Weib. „Alle Schauspieler, die vom Director Serlo engagirt wurden, wollten, sagt der Dichter, das Ansehen haben, durch Philinen empfohlen zu seyn": ein jeder fühlte, obgleich nur zu wol überzeugt, daß sie keinen wahrhaft, und keinen einzig liebte, dennoch seine Eitelkeit gescheichelt, augenblicklich in ihrer Gunst zu stehen: wie denn überhaupt Coquettenliebe mehr Reitz selbst für sehr gründlich denkende Männer hat, als man's aus manchen an-

dern Gründen glauben würde: und es dörfte schwer seyn zu entscheiden, ob bey einem großen Theil der Menschen Liebe mehr Eitelkeit oder mehr Wollust sey? Mancher macht sein Glück bey Weibern bloß dadurch, daß es von ihm heißt: er mache bey Weibern viel Glück: und manchen Weibern laufen Männer blos deswegen nach: weil es heißt, oder weil man sieht, daß Männer um sie buhlen. Auch hier, wie überall, ersetzt die Einbildungskraft die Wirklichkeit, oder kommt ihr zuvor.

Eben so natürlich aber als Liebe der Männer, ist Haß der Weiber gegen Philinen, z. B. einer Melina, einer Aurelie, wie es auch der Dichter so häufig andeutet.

Alle Weiber sind geborne Hasser des Schönen und Gefälligen an ihrem eigenen Geschlecht, ihr eignes Selbst ausgenommen. So lange indessen die Schönheiten und Reitze eines Mädchens oder Weibes unbewundert und ohne Eindruck auf die Männer bleiben: so lange ist dies Geschlecht ein ziemlich billiger Schätzer derselben: und wir hören oft eine vornehme Dame die Schönheit eines Land- oder eines Dienstmädchens mit neidloser Zunge rühmen.

Sobald dagegen diese Schönheiten von den Männern bewundert zu werden, und diese Reize zu fesseln anfangen: dann erwachen Neid und Eifersucht in den Herzen selbst der frömmsten und der edelgesinntesten: es ist keine zu tiefe Wunde für ihre Eitelkeit und für ihre sehr verzeihliche Gefallsucht. Es scheint, die Natur wollte, daß jedes Mädchen oder Weib eine bewunderte Schönheit ihres Geschlechts als ihre Nebenbuhlerin ansehen sollte, die ihnen ihren Geliebten Jüngling oder rechtmäßigen Gatten abwendig machen könnte. Denn offenbar ist jene natürliche Eifersucht der Weiber von der vorsichtigen Natur darauf berechnet, ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt für die Bewahrung der Liebe ihrer Liebhaber zu schärfen. Kömmt nun zu dem allen noch, daß ein solcher weiblicher Günstling der Männer die süßen Geheimnisse der Liebe, an deren Verschleyerung den Weibern aus physischen und moralischen Gründen viel gelegen seyn muß, nicht mit jenem Anstande behandelt, den natürlicher und conventioneller Zartsinn erfordern: dann muß ihnen jener Haß nur um so vielmehr gerechtfertiget scheinen.

Und gerade dies war der Fall bey Philinen.

So wie indessen alles, was das Gefühl trift, seinen Eindruck auf Weiber nie verfehlt: so erweckt Philine auch bey den Weibern gewis

eben so viel ästhetisches Wohlgefallen, als moralisches Misbehagen. Und das letzte mußte natürlich auch der Fall seyn bey jedem Mann von veredeltem Gefühl und festen moralischen Grundsätzen, wie z. B. bey Wilhelm Meister, den, nach seinem eigenen Ausdruck, Philinens frevelhafte Reitze unwiderstehlich fesselten: unterdeß sein edleres Selbst sie fast verachtete.

„Philinen konnte er nicht widrig, nicht un„hold begegnen: sie hatte nichts gegen ihn „verbrochen: und dann fühlte er sich so fern von „jeder Neigung zu ihr, daß er recht stolz und „standhaft vor sich selbst bestehen konnte". S. 104 3r Band.

Denn freilich ist es eine Bemerknng, die eben so sehr den Moralisten ärgert, als dem Aesthetiker über alles vortheilhaft ist: daß einiger Leute Fehler uns mehr gefallen, als anderer Tugenden: eine Bemerkung, auf deren Wahrheit ein großer Theil alter und neuer Trauerspiele, Lustspiele und Romane gebaut ist, und die wiederum durch diese erläutert und bestättiget wird.

Da das andere Geschlecht von einer sehr leichten, nachahmenden Natur ist, und von einem unwiderstehlichen Hange zu gefallen, hingerissen wird: (So sehen wir hier in Berlin,

wo Atalante-Vigano's bezauberndes Pantomimenspiel das Alltagsgespräch ist, Weiber und Mädchen das Köpfchen hängen, die Arme lieblich-nachlässig schlenkern, und Feder-leicht über die Straße hüpfen!) so sey es mir auch erlaubt, die schönen Leserinnen vor jeder Nachahmung der Zauberin Philine zu warnen.

Denn so sehr auch den Männern an dem andern Geschlecht eine gewisse liebenswürdige Frohmüthigkeit und unverschleierte Offenheit zu behagen pflegt: so werden sie doch, so lange Sitte und Anstand noch einige Rechte über sie behaupten, die Philinen viel lieber in andern Zirkeln sehen und suchen, als in denen, welche Sie, meine schöne Leserinnen, mit Ihrer Gegenwart beglücken.

* * *

Noch ein paar Charaktere, männliche oder weibliche, von Philinens leichter Gattung, würden dem Göthischen Roman einen großen Theil seines moralischen Werths genommen haben. Dagegen jetzt dieser Werth durch die Hinstellung eines solchen Charakters in die Mitte so vieler edlen, und an jeder moralischen Lehre und Warnung fruchtbaren, vielleicht nur gehoben wird.

Eben deswegen haben wir auch unsere Erörterungen über Philinen so gleich auf die Charakter-Darstellungen der schönen Seele, einer Natalie und einer Therese folgen lassen. Und nunmehr gehen wir von jenem leichten zu dem ernsten, schwermüthigen, und Schwermuth-einflößenden der Mignon.

* * *

Tiefe, aber verhaltene, in sich zurückgedrängte Empfindsamkeit bildet die Hauptfarbe in diesem Charakter-gemälde: und gänzliche Verlassenheit des armen Geschöpfes giebt dieser tragischen Schwermuth nur noch ein tieferes Dunkel.

Ein, an Geist und Körper kränkelndes, vierzehn- oder funfzehnjähriges weibliches Geschöpf, entrissen den Armen liebender Eltern, entrissen einem holden Mutterlande, und von des Schicksals grausamer Hand hingestoßen unter eine verächtliche Seiltänzer-Truppe, wird von einem edlen, schönen Jünglinge, wird von Wilhelm Meister, aus diesem Zustande mehr als barbarischer Sclaverey befreyt, und von demselben mit der Sorgfalt eines Vaters, mit der Zärtlichkeit einer Mutter gepflegt und unterhalten.

Mignon liebt Wilhelmen, und muß ihn lieben, mit der Dankbarkeit eines

Pfleglings, mit der Zärtlichkeit eines Kindes. Ihre unbegränzte, obgleich durch ihre Unerfahrenheit sehr eingeschränkte Dienstfertigkeit gegen Wilhelm, ihr unermüdliches Bestreben, ihm zu gefallen, und seine wohlthätige Milde zu vergelten, sind Beweise jener ihrer Pfleglings-Dankbarkeit.

Aber Mignon ist ein funfzehn-jähriges Mädchen: der Trieb sinnlicher Liebe erwacht in voller Strebe-Kraft: die Seiltänzer-Bande, unter welcher sie vorher gewesen, der Anblick so manches verdächtigen in dem Betragen Philinens und anderer Schauspielerinnen gegen die Männer, und dieser gegen jene, besonders aber Philinens frevelhafte Offenheit in ihren Absichten auf Meistern, führen der regen Einbildungskraft des schuldlosen Geschöpfes Bilder zu, die den erwachten Naturtrieb gefährlich beleben und verstärken.

Mit der Heftigkeit natürlich-starker Empfindsamkeit, mit der Hingebung einer Verlassenen und Unglücklichen, mit dem Feuer einer lodernden Einbildungskraft, wirft sich ihre Liebe — auf wen?

Auf wen anders, als auf Meistern, den edlen, den schönen Meister. Er hat so viel thätige Liebe für Mignon bewiesen!

Wer hat mehr Recht, und mehr Pflicht, ihn wieder zu lieben, als Mignon? Alle Weiber, alle Mädchen (sie ists Zeuge) laufen Wilhelmen wie um die Wette nach!! Wen kann Mignon schöner, liebenswürdiger finden, als ihn, den Allgeliebten, Allgesuchten?

Wenn der Philosoph, der Dichter, der Sprachforscher, nur zu oft Ursache finden, es zu bedauern, daß die Sprache zur Bezeichnung der Geschlechtsempfindung keinen eigenthümlichen, sondern denselben Ausdruck (Liebe) gewählt hat, womit wir sympathetisches Wohlwollen gegen die uns gleichgeschaffenen Naturen überhaupt andeuten: so sehen wir hier, so wie in tausend Vorfällen des wirklichen Lebens, wie innig, wie unzertrennlich moralische Liebe und Geschlechtsliebe mit einander verbunden sind, und wie leicht jene in diese übergeht, wenn der moralisch-geliebte und der moralisch-liebende von verschiedenem Geschlecht sind.

Ich finde es höchst wahrscheinlich, daß kein noch so gescheuter Mann sich irgend einer Frau, und keine noch so vernünftige und keusche Frau sich einem Manne, für erwiesene Wohlthaten moralisch verpflichtet fühlen kann, ohne daß sich nicht in das Gefühl des Verpflichteten, und des Ver-

pflichtenden mehr oder weniger von Geschlechts-empfindung mit einmische.

So enge ist das Band zwischen moralischer und physischer Liebe unter Personen verschiedenen Geschlechts! So einzig hält die schaffende und erhaltende Natur das menschliche Geschlecht, wie an einer alles-stützenden, alles umschließenden Handhabe, an dem Interesse des Mannes für das Weib, als Weib; des Weibes für den Mann, als Mann!

Eben in diesem innigen Zusammenhange der moralischen und der Geschlechtsliebe ist daher die Ursache jener Bezeichnung beyder, durch ein und dasselbe Wort*) zu suchen: indem Geschlechtsliebe offenbar als der höchste Grad sympathetischen Mitgefühls für die uns verwandte Naturen angesehen werden muß.

Aber zurück — von dieser dem Psychologen und philosophischen Sprachlehrer vielleicht nicht unangenehmen Abschweifung zu der interessanten Mignon!

Mignon also liebt, liebt den Meister: aber sie weis es selbst kaum, daß sie ihn liebt. Sie befindet sich in jenem Zustande süß-schwärmerischen Hinbrütens und der in ihren eigenen Traum-gestalten schwelgenden

*) Denn wir sagen ja Nächstenliebe, und Liebe zu den Weibern.

Einbildungskraft, jenem Mittelzustande lüsterner Sinnlichkeit zwischen Wohl und Weh, zwischen Sehnsucht und Hoffnung: ein Zustand, von dem jedes unschuldige Mädchen in der Epoche der sich entwickelnden Mannbarkeit mehr oder weniger empfindet, und der sich gewöhnlich durch einen gewissen physiognomischen Ausdruck schmachtender Sehnsucht ankündiget.

Unbestimmt, wie ein solches Geschlechtsgefühl in unschuldigen Mädchen ist, war es für Mignon nur desto gefährlicher, daß es sich auf Einen, und so nahen Gegenstand heftete: und der Dichter mußte ihr daher keinen geringern Grad moralischer Verpflichtung, das heißt, moralischer Liebe geben, als er ihr nun gab, um durch den moralischen Theil ihres Liebegefühls für Meister, ihren Wohlthäter, ihren zweiten Vater, den physischen für Meister, den schönen, den allgesuchten Jüngling, zu mäßigen. Denn gewis ist diese Mäßigung der sinnlichen Liebe durch die moralische natürlicher, und eben deswegen nicht so selten, als es uns da epikurische oder sentimentalische Dichter überreden; oder auch schwachköpfige Philosophen und Halbkenner der menschlichen Natur demonstriren wollen: nur wird freilich erfordert, daß diejenigen, die diese Prüfung (eine Prüfung ist

es allerdings) bestehen sollen, von einer bis jetzt noch unverleiteten, unverführten Sinnlichkeit sind.

Denn auch Mignon konnte ja, ohngeachtet ihres vorigen und gegenwärtigen Umgangs, immer nichts mehr, als ahnen.

Aber auch bey diesem Grade moralischer Liebe, aber auch bey diesen reinen und unverdorbenen Sitten, welches Feuer, welche Gewalt der Empfindung in den einstweiligen Ausbrüchen jener innerlich-zehrenden Glut! welche Braut kann zärtlicher, inniger an ihrem Bräutigam hängen, als Mignon an Meistern! kann emsiger streben, in allen größten und allen kleinsten Dingen ihm gefällig zu werden, als Mignon! kann sich tiefer gekränkt fühlen, wenn er sie irgend zu vernachlässigen, oder die Beweise ihrer Liebe nicht gehörig zu würdigen scheint, als Mignon! Keine andere, als Wilhelms Rockfarbe will sie tragen; um ihm zu gefallen, wäscht sich das arme Geschöpf ihre schwarzbraune Farbe bis aufs Blut ab: gereizt durch ein leichtsinniges Liedchen auf das Süße einer in den Armen des Geliebten zugebrachten Nacht, schleicht sie sich, unbewust, was sie dort thun will, in der Nacht an Wilhelms Schlafzimmer hin, wo leider! eine Philine ihr schon zuvorgekommen ist.

So wie jede gewaltige Leidenschaft, von welcher ein Mensch unwiderstehlich beherrscht wird, etwas schauerliches für uns hat, indem wir in einer solchen Allgewalt der Leidenschaft gleichsam sichtbar die eherne Hand eines alles-unterjochenden Schicksals erkennen, und von dem Gefühl menschlicher Ohnmacht ergriffen werden: so hat auch eine Liebe, wie sie uns da der Dichter in Mignon schildert, unüberwindlich-heftig, heimlich-sehnend, und in sich selbst verschlossen, — etwas schauerlich-wehmüthiges, furchtbar-rührendes.

Wie unter einer von dem Arm unerbittlicher Natur aufgebürdeten Last sehen wir das arme, unglückliche Geschöpf seufzen und schmachten, und, allmählig sich selbst verzehrend, endlich erliegen und hinschwinden. Nirgends Hülfe, nirgends Linderung für das geängstete, von hofnungsloser Sehnsucht und süß-bangen Ahnungsschauern zerrissene Herz: weiß sie's doch selbst kaum, was sie will? wornach sie schmachtet? Furchtbar-charakteristisch an jeder verhaltenen heftigen Leidenschaft ist die kurze, abgebrochene, aber immer tiefen Sinn ausdrückende Sprache derselben. Es scheint, als wenn die, mit ihren Vorstelluugen und Empfindungen überladene, Seele, sich gleichsam vor sich selbst fürchtet; und ihre eigne Bürde durch Worte sich

selbst und andern vor Augen darzulegen scheuet. Selbst als kalte Zeugen und Beobachter einer solchen kurzen, abgebrochenen Ausdrucksart erfüllen uns solche Menschen mit einer geheimen Angst: es ist, als wenn wir befürchten, die langverhaltene Leidenschaft, deren eigne Stimme wir in diesen einsylbigen Lauten vernehmen, würde gegen uns selbst, würde in diesem Augenblick losbrechen, und die ganze Fülle ihrer Gewalt ausschütten.

Wie denn überhaupt eine schweigende Leidenschaft pathetischer ist, als eine beredte: welches aber leider weder von unsern declamatorischen Dichtern und Dramatikern, noch von unsern polternden Schauspielern beherziget wird. Denn wäre dies, so würden uns jene nicht mit unzeitigen Redner-figuren langweilen; diese nicht durch kreischende Sprache und convulsivische Pantomimen übertäuben.

Mignons abgebrochene, aber sinnvolle Ausdrucksart, z. B. wenn Wilhelm sie frägt: Warum gefällt dirs in unserm Lande nicht? und sie dann ihm antwortet: „Mich friert hier“; ihr beredt-stummes Pantomimenspiel; ihr geheimnisvolles in sich gekehrtes Wesen; — hat etwas schauderhaftes, etwas, das die Einbildungskraft eben so sehr erschüttert, als unsere Neugier spannt und reizt.

Das scharfsinnige, das treffend- und glücklich-gesagte in solchen kurzen Ausdrücken verhaltener Leidenschaft liegt darin, daß der mit allen seinen Energien gespannte Geist aus der concentrirten Maße reger Ideen und Empfindungen gerade diejenigen aushebt, die ihm die gegenwärtigsten, die lebendigsten sind.

Wenn die Dichter von Begeisterung, von Enthusiasmus sprechen, wenn sie von diesem Geisteszustande rühmen, daß alsdann, um mit dem kühnen Ausdruck eines Morgenländers zu sprechen, die Gebärmutter der Seele sich aufschließt, nnd ihnen Gedanken geboren werden, wie der Thau aus der Morgenröthe: was ist diese Begeisterung, dieser Enthusiasmus anders, als der leidenschaftliche Schwung, womit der Geist seinen Gegenstand ergreift, und in welchem ihm, gerade vermittelst dieser leidenschaftlichen Bewegung seines Innern, alles an diesem Gegenstande von der lichtvollsten Seite erscheint.

Wir bemitleiden, bedauern die Arme, so lange noch Wilhelm sich in ihrer Nähe befindet: wenn gleich auch hier schon der Anblick von des Einziggeliebten mehr oder weniger verdächtigem Umgange mit Weibern und Mädchen, seine mannichfaltigen anderen Zerstreuungen, und nicht

selten auffallende Gleichgültigkeit gegen Mignon, eine solche Liebe tief, tief kränken mußte.

Aber wir zittern, wir schauern für das arme Geschöpf wenn nun Wilhelm die Truppe verläßt: wenn sie allein und einsam, fremden Händen anvertraut wird: wenn kein holder Blick, kein liebevolles Wort des Einziggeliebten, ganze Tage und ganze Monate hindurch dieses lechzende Herz erquickt. Ja wir zittern, wir schauern für Mignon.

Und nicht umsonst!

Die unwiderstehliche, immer-heftiger lodernde und immer gewaltsamer-zurückgedrängte Flamme frißt sich durch das verzehrte Herz in den Sitz des körperlichen Lebens hinein: eine Krankheit nagt an dem, durch die Geburt schon mit siechem Stoff geschwängerten, Körper.

Wie zur einstweiligen Ableitung ihrer allgewaltigen Gefühle für Meistern hängt sie sich eine Zeitlang mit schwesterlicher Zärtlichkeit an den kleinen Felix, den sie, wie der Dichter schildert, so einzig wartet und pflegt. Und wer weiß es nicht, daß für zärtliche, von bestimmten, oder von unbestimmten Liebe-gefühlen tiefdurchdrungene Weiberseelen Liebe zu einem unschuldigen Kinde, oder auch zu einem Vogel, einem Hündchen — ein nicht unglücklicher Ableiter unbefriedigter

Sehn-

Sehnsucht ist? Gewährt es uns doch schon auch bey andern Leidenschaften eine gewisse Befriedigung, wenn wir dieselbe an ganz andern, als an ihren eigenthümlichen Gegenständen, wenn wir z. B. unsere Erbitterung wegen eines Falles, an dem Stein, der uns fallen machte, äussern können.

Wilhelm, der geliebte Wilhelm, kömmt nicht! Sehnsucht und Liebe in dem armen Mädchen werden immer Aussicht- und hoffnungsloser, Geist und Herz immer siecher, der Körper immer kränker.

Mignon ist religieuse!

Zurückgedrängt von dem geahnten süssesten Genuß, beraubt jedes lindernden Trostes, hingeworfen in die Mitte fremder und zum Theil sehr gefühlloser und leichtsinniger Menschen, wie sie eine Comödianten-Truppe immer zu haben pflegt, ohne Aussicht, ohne Hoffnung, — ohne Wilhelm — überspringt sie mit einer immergespannten und längst überspannten Einbildungskraft alle Schranken einer so durchaus Genus- und Freudenleeren, und diesem Herzen nimmergnügenden Wirklichkeit, und sucht für ihre, hienieden unbefriedigte und nimmer zu befriedigende, Sehnsucht ein Ziel in einer andern Welt. Wie kindlich-zuversichtlich, wie lieblich-schauerlich ihre Phan-

tasie mit übersinnlichen Himmelstraumgestalten spielt! Wie ihre, an Sehnen und Schmachten und Harren gewöhnte Einbildungskraft sich an die überirrdische Genüsse schmiegt, nicht anders, als an den abwesenden Wilhelm!

Wie uns ihr ganzes Wesen schon in jenes schwebende, duftige, ätherische aufgelößt scheint, ohngefähr so, wie uns da der Sänger des Messias den Uebergang der Auferwekten zur himmlischen Verklärung schildert! Auch wir Leser, nicht blos die getäuschte Kinder S. 4r Bd 158—59 sehen einen Engel in ihr: gleich einem Harmonie-reichen Engellaut, aus verklärtem Munde oder von einer der Harfen am Throne des, der ewig ist, tönt uns in Ohr und Herz das schöne Lied:

So laßt mich scheinen, bis ich werde:
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus,
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus. u. s. w. S. 259. ff.

Als Wilhelm zum erstenmal nach seiner letztern längern Trennung sie kurz vor ihrem Tode wiedersieht, „reicht sie ihm lächelnd die Hand, „und sagt: ich danke dir, daß du mir das Kind „wiederbringst: sie hatten ihn Gott weis wie „weit entführt, und ich konnte nicht leben zeit-

„her. So lange mein Herz auf der Erde noch „was bedarf, soll dieser die Lücke ausfüllen".

„Die Ruhe, mit welcher Mignon ihren Freund empfangen hatte, versetzte die Gesellschaft in große Zufriedenheit (S. 286. 4r Bd.)" Es scheint hier mit dem Gemüthszustande der Mignon so zu ergehen, wie vielen Körper-Kranken, die kurz vor ihrer gänzlichen Auflösung, sich gesund zu fühlen anfangen.

Die durch hoffnungsloses Sehnen und fruchtloses Streben erschöpfte Seele wendet sich plötzlich auf die entgegengesetzte Seite gleichmüthiger Ruhe, um nun bald auf immer — zu einer bessern Ruhe einzugehen. Fast sollte man glauben, Geist und Körper brauchten zu ihrer endlichen Auflösung eine gewisse Spannung, welche die Natur nur durch eine solche vorhergegangene Sammlung der Kräfte hervorzubringen wisse.

Es war's werth, — dies edle, wohlgeborne, und unglückliche Mädchen, welches uns während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft mit ihr so einzig interessirte, daß der Dichter ihr frühzeitiges, aber von der frommen Dulderin nicht mehr als von uns selbst gewünschtes Abscheiden aus einer für sie freudenleeren und aussichtlosen Welt, mit dem erhaben = rührenden

Chorgesange krönte, mit welchem er uns S. 414 — 463 4r Band entzückt.

Ein Chorgesang, welchen von Anfang bis zu Ende der Geist des Verfassers der Iphigenie durchwehet, dieser Geist, der Sophokles Erhabenheit mit Euripides zarter Empfindsamkeit, in ächt-antiker Manier, so glücklich zu verbinden weis, daß der Kenner des Alterthums nicht ein Werk neuer Dichtkunst, sondern die möglich-treuste Uebersetzung eines Originalwerks der schönsten Epoche des Alterthums zu lesen glaubt, welches, den Kritikern Europens bis dahin noch unbekannt, aus den verschütteten Bibliotheksälen irgend eines den Musen günstigern Herkulaneums aufgegraben worden. So still-erhaben und heilig-ernst sind die Gedanken in diesem feierlichen Todten-Gesang! so groß und würdevoll, und doch zugleich zart und menschlich-weich die Gesinnungen! so weit entfernt beyde — von tändelnder Schwärmerey für's Uebersinnliche, und von atheistischem Unglauben! so gefällig-weise gemischt erscheinen hier die holden Schimmer des Lebens mit den dunkeln Schatten des Todes! so feierlich-voll und wie Harmonika-laute aus einer bessern Welt tönet der rythmisch abgemessene Vers, der jetzt wie aus dumpfer Grabeshöhle heraufschallet, jetzt wie in die lichten Sphären emporjauchzt.

Der Chor mit seinen Lehren und Ermahnungen voll erhabenen Ernstes schwebt wie über dem Staube: bewillkommt den verklärten Ankömmling in der höhern Sphäre: zeigt den auf der Erde zurückgebliebenen das glücklichere Loos der Erdentronnenen: erinnert sie an Bewahrung und Ausbildung ihres edlern Selbst, als des Göttlichen im Menschen, des Schönen und Guten: und ermuntert sie zum schönen und edlen Genus des holden Daseyns.

„Seht die mächtigen Flügel doch an! seht
„das leichte reine Gewand! wie blinkt die gold-
„ne Binde vom Haupt! seht die schöne, die
„würdige Ruh!"

„Schaut mit den Augen des Geistes hinan!
„in euch lebe die bildende Kraft, die das schön-
„ste, das höchste, hinauf über die Sterne das
„Leben trägt."

„Kinder Kehret ins Leben zurück. Tag und
„Lust und Dauer ist das Loos der Lebendigen."

Die Knaben weinen, wie aus dem Staube herauf, und ein jeder Laut ihrer Stimme ist ein rühreuder Seufzer aus dem Munde der elegischen Muse selbst.

„Ach! wie ungern brachten wir ihn her: Ach!
„und er soll hier bleiben! laßt uns auch bleiben!
„Laßt uns weinen, weinen an seinem Sarge."

Die Jünglinge:

Schüler ächt Sokratischer Weisheit besänftigen sie die weichen Klagen der Knaben, und lehren sie ernsten Lebensgebrauch.

„Schreitet, schreitet ins Leben zurück! nehmt „den heiligen Ernst mit hinaus: denn der „Ernst, der heilige, macht allein das „Leben zur Ewigkeit."

Dieses „Nehmt den heiligen Ernst mit hinaus: denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit" tönet etwas unaussprechlich großes, tiefsinniges, überirrdisches

nil mortale. Virgil.

Jedes Wort ist weit und stark wie ein Riesenschritt: und die ganze Sentenz hat durch den kraftvollen Gräzismus,

„der Ernst, der heilige"

und durch das Dunkelhelle in der Wendung

„macht allein das Leben zur Ewigkeit".

eine Kühnheit, einen Nachdruck, und pathetische Fülle, mit welcher nur der Mund eines Ueberirdischen sprechen zu können scheint.

Als ich zum erstenmal das „der Ernst, der heilige" in dieser Verbindung las, dünkte mich's, daß das Wort „Ernst" hier zum erstenmal in der ganzen Wahrheit und Fülle seines Sinnes gedeutet worden.

Hätte man mir diesen erhabenen Chorgesang als ein griechisches Originalstück vorgelegt, und mich Verfasser und Epoche desselben rathen lassen: so würde ich gesagt haben: Als Diotime, die Göttliche, starb, entwarf Socrates den Plan dazu: Plato setzte die Worte und den Rythmus: Sophokles feilte die Verse; und Xenophon hielte das Stück eine Zeitlang für den eigenen Schwanengesang des von Unsterblichkeit begeisterten Socrates.

* * *

Wenn ich das in rührende Empfindungen für Mignon zerfließende Herz meiner Leser und Leserinnen von neuen Wehmuthsschauern beben machen will: welchen Charakter kann ich auf Mignon folgen lassen, als Marianen: ach! Mariane, die unglückliche, gute, edle, noch unter den Klauen der Verführung gute, edle, unverführte, und von dem edelsten Jüngling dennoch verlassene, weggeworfene Mariane.

Ich lege, ehe ich noch weiter schreibe, für einige Augenblicke die Feder beyseite, um mich erst satt zu weinen um so manches treffliche Samenkorn der Menschheit, welches, hingeworfen an den öden Weg eines Lebens voll unseliger Zufälligkeiten, von rohen Füßen zertreten,

und ohne Blüthe, ohne Frucht, auf immer vernichtet wird.

Von bemittelten Eltern geboren, eine Zeitlang im Wohlstande erzogen, und zu jeder holden Gemächlichkeit des Lebens gewöhnt, die man nur peinlich entbehrt, sieht sich das funfzehn-sechzehnjährige Mädchen, ohne Vater, ohne Mutter, ohne Freund und Führer, in der traurigen Nothwendigkeit, einen Stand (der Schauspieler) zu wählen, der, wenn er nicht aller der Unterstützung genießt, zu welcher Kunsttalent berechtiget, diejenigen, die sich ihm aus Noth widmen, so leicht jeder lockendsten Verführung und jedem drückendsten Elende preisgiebt.

Leider fühlt sie das letztere zu früh und zu schrecklich, als daß sie nicht den Schlingen der erstern gefährlich nahe gebracht werden sollte. Figur, Jugend, Schönheit, interessantes Spiel, locken bald Männer und Jünglinge herbey, die einer so zarten, schuldlosen Seele besser nie naheten.

Aber was ihr reines Herz verwirft, wählt der Drang der Noth. Doch gewährt sie keinem, was ein edles Weib nur dem einzig-geliebten, oder dem unzertrennlichen Lebensgefährten gewährt.

Wilhelm Meister, der edle, der schöne Jüngling, mit einem Geiste, wie ihn nur selten Jünglinge haben, mit einem Herzen, sanft und zart und rein, wie Marianens, Wilhelm Meister allein ist der Glückliche! denn er ist der einzig-würdige.

Gemählde erster, reiner, schuldloser Jünglings- und Mädchen-Liebe — welcher alltäglichste Roman will sie uns nicht liefern? aber welcher der treflichsten, die je geschrieben worden, liefert sie uns mit dieser Fülle, dieser Zartheit, wie sie sich da unter tausend Jünglings- und Mädchenseelen kaum in einer, und auch in dieser nur in den seligsten Augenblicken holder Erinnerung einst-genossener Wonnen abspiegeln.

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu seyn.

Jene ätherische Engelgestalten gränzenloser Hingebung, ewiger Treue, süßer Herzensergießungen, und lieblicher Tändeleyen, unter deren Genuß der Geist zum Körper, der Körper zum Geist wird, diese Traumgestalten einer wonne-berauschten Einbildungskraft, die uns bey jeder innigen Theilnehmung für Liebende bald mehr, bald weniger lebhaft vorschweben, — — Göthens Meisterhand hat sie zu

haschen, Göthens Kunst hat sie unserm Auge darzustellen, unser Herz mit der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zu entzücken gewußt. Er selbst spricht einst von einem überschäumenden, überquillendeu Becher frischer Liebe: aber in dem Gemählde von Marianens und Wilhelms Liebe hat er uns diesen Becher bis zum vollen Götter-rausch zugetrunken.

„Ich lieb ihn! Mit welchem Entzücken sprech' „ich zum erstenmal diese Worte aus: das ist die „Leidenschaft, die ich so oft vorgestellt habe, „von der ich keinen Begriff hatte. Ja ich will „mich ihm um den Hals werfen. Ich will ihm „meine ganze Liebe zeigen, seine Liebe in ihrem „ganzen Umfange genießen.“

Sehet da die Sprache verliebter Begeisterung in aller ihrer Fülle und Klarheit, wie eure ekel-sentimentalischen Roman-Dichter sie euch so oft wollen hören lassen!

„Wilhelm verrichtete des Tages seine Ge-„schäfte pünktlich, entsagte gewöhnlich dem „Schauspiel, war Abends bey Tische unterhal-„tend und schlich, wenn alles zu Bette war, in „seinen Mantel gehüllt, sachte zum Garten hin-„aus, und eilte, alle Hero's und Leanders im „Busen, unaufhaltsam zu seiner Geliebten.“

Diese Stille des Gemüths, diese sorgfältige Beobachtung aller gewöhnlichen Pflichten und

Sitten, dieses heimliche, in sich verschlossene, mahlt wahre Liebe unendlich treffender, als jene heroische Aufbrausungen, jenes enthusiastische Grossprechen und Aufpoltern, jene renommistischen Wegsetzungen über alles, was Convenienz und Sitte heißt; als jene Flammensprühenden, Mord und Tod drohende Reden, womit unsere allerneusten Romanschreiber ihre verliebten Helden ohngefehr eben so reichlich, und auch eben so schicklich ausstatten, als ihre Ritter mit ungeheuren Haudegen, Helmen und Federbüschen.

Wahre Liebe liebt still und geräuschlos, wie ächte Tugend handelt: heilige Schaam- und Lippen-versiegelnde Verschwiegenheit wachen unaufhörlich an der Thür eines Herzens, in welchem ächte Liebe wohnt. Wir schließen so gern die ganze Welt aus von derjenigen Welt, in welcher wir so einzig genießen.

„Als Wilhelm aus dem ersten Taumel der „Freude erwachte, erschien ihm alles neu, seine „Pflichten heiliger, seine Beobachtungen lebhaf„ter, seine Kenntnisse deutlicher, seine Talente „kräftiger, seine Vorsätze entschiedener.“

Jede Leidenschaft schwängert gleichsam die Seele mit neuem Lebensstoff: alle ihre Kräfte werden zu einer stärkern Energie und erhöhten Thätigkeit] angeregt: eben einen solchen leiden-

schaftlichen Gemüthszustand nennen die Dichter, wir sagtens schon oben, mit einem eben so erhabenen, als treffenden Ausdruck, Begeisterung.

Unter allen Leidenschaften aber, von welchen wir gerührt oder erschüttert werden können, verbreitet sich keine so einzig über den ganzen Menschen, nach Geist und Herz, nach Gesinnungen und Handlungen, als die Liebe: und die Wirkungen einer solchen Alleinherrschaft der Liebe in der Seele hat der Dichter hier so wahr, so einfach dargestellt.

Eine Zeitlang süß zu naschen, und dann auf immer davonzuflattern: das ists, was unsre Wüstlinge Liebe nennen. Nicht so — wahre Liebe.

„Alle Freuden der Liebe haben wir empfun„den: aber es sind neue Seeligkeiten in dem „bestättigten Gedanken der Dauer. Wir gehö„ren einander an, und keins von beiden verläßt „oder verliert etwas, wenn wir für einander „leben. Vertrau mir, und sey ruhig".

Der Uebergang von der Liebe zur Ehe, von den Süßigkeiten der erstern zu der Gründlichkeit der andern, ist in jedem unverdorbenen Herzen die natürlichste Entwickelung dieser Leiden-

schaft: ihren einzigen Gegenstand immer zu lieben, und immer zu beglücken — das ist Wunsch ächter Liebe. Daß aber die Entzückungen der ersten Liebe allmählig in sanfte Milde übergehen, ist eben so natürlich, und eben so heilsam, als daß sie im Anfange statt fanden. Der Ernst des fleißigen Arbeiters, oder des thätigen Geschäftsmannes, die zusammengesetzte Sorgfalt der Hausfrau und der Mutter, würden mit jenen Entzückungen schwer vereinbar seyn.

Mariane nun — wie zeichnet sie sich aus? Durch welche Art von Witz oder origineller Wendung des Geistes? Durch welche Art zu denken oder zu handeln?

Mariane kann nichts als lieben, rein, zärtlich, innig lieben.

Und dies ist es, was Meistern, was uns, so einzig an ihr interessirt.

Liebenswürdig zu lieben — darin besteht die höchste Weiber Originalität.

Wehe den Weibern, die, bey herrlichen, unschätzbaren Vorzügen jeder Art des Geistes, des Witzes, des Schöngefühls, der Kenntnisse, nicht liebenswürdig sind, indem sie lieben!

Ja lieben, ist das einzige, was Mariane kann. Vergebens forschen wir in

jenen süßen Unterhaltungen des geliebten Jünglings mit dem geliebten Mädchen nach Spuren eines piquanten, treffenden, oder auch leis und sanft-einhertretenden Mädchen- und Weiberwitzes, wie er den Schönen von einem besonders-lebhaften Geist oder auch von einer gewissen weichen Leidsamkeit eigenthümlich zu seyn pflegt.

Ein einzigesmal nur giebt uns der Dichter einen Wink von einer Art Wendung oder Witz, den die Liebe selbst die Liebenden lehrt, und von dem ich daher sagen möchte, daß er nicht in ihrem Geiste lag, sondern ihr von außen kam.

Wilhelm in einer jener liebe-traulichen Abendstunden zeigt ihr das Puppenspiel, und erklärt ihr Rolle und Kleidung der spielenden Personen. Und hier setzt der Dichter hinzu:

„David war ihr zu klein, und Goliath zu gros; sie hielt sich an ihren Jonathan!

„Sie wußte ihm so artig zu thun, und zu„letzt ihre Liebkosungen von der Puppe auf un„sern Freund zu übertragen, daß auch diesmal „wieder ein geringes Spiel die Einleitung glück„licher Stunden wurde.“

Jede Leidenschaft, jeder Instinct im Menschen, hat seine eigenthümliche Art von Witz, ich will sagen, von erhöhter Geistesthätigkeit und Lebhaftigkeit, das, was in dem Kreise der Leiden-

schaft oder des Instinkts liegt, zu wenden, zu leiten, Mittel und Zweck zusammen zu ordnen, Schwierigkeiten zu umgehen u. s. w.

Leute ohne allen Geist hörte ich oft in Augenblicken gereizten Unwillens und brennender Erbitterung mit treffenden und glücklichen Wendungen sprechen.

Lasset das einfältigste Mädchen verliebt werden: und ihr werdet sie witzig, geistreich, feinklug finden, in allem, was den Gegenstand ihrer Liebe betrift.

Alles also, was Mariane ist, ist sie durch Liebe und in Liebe. Charakter wahrer Liebe ist es, daß der Liebende den Geliebten nicht blos durch Annehmlichkeit reitzen, ihm nicht blos durch Schönheit gefallen, sondern auch ihm moralisch-gut und tugendhaft scheinen will; ein Zug dieser zarten Leidenschaft, den die Natur deswegen hier angebracht zu haben scheint; weil sie die durch Liebe Verbundenen zu den ernstesten und wichtigsten Zwecken ihrer großen Oekonomie der menschlichen Dinge bestimmte, nämlich zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts, zur Bildung und Erziehung junger Weltbürger, zur Beherrschung der Familien. Wie weise, wie heilsam-absichtlich war's von ihr, daß, da sie die ganze Moral, von der sinnlichen Seite unserer Natur angese-

hen), einzig auf Sympathie gründete, sie in diese stärkste, umfassendste, heilsamste aller Sympathien zugleich unmittelbar einen Fond von Moral hineinlegte.

Daher denn auch die alte Sage der Dichter von der Verwandtschaft des Schönen mit dem Guten, der Liebe mit der Tugend, mehr Grund hat, als einige der neuern Philosophen,

Epicuri de grege

zugeben wollen: worin sie aber, wie in so vielen andern ihrer Grundsätze, die sie für Erklärungen der Natur ausgeben, dieser offenbar ins Angesicht widersprechen.

Schönheit, kann man sagen, ist äußere Tugend, und Tugend ist innere Schönheit: beyde sind, nur in verschiedenem Accord, harmonierende Laute einer und derselben ewigen Liebe, die dieses All mit mächtigen Banden zusammenhält.

Auch Mariane will ihrem geliebten Wilhelm nicht blos schön, sondern auch gut, auch tugendhaft, will ihm ein durchaus vollkommenes Mädchen seyn. Aber ach! wie weit fühlt sie sich, in ihrer unseligen Lage, von dieser Vollkommenheit entfernt?

„Ach wenn nur nicht manchmal die kalte „Hand der Vernunft über ihr Herz gefahren

„wäre,

„wäre. Selbst an dem Busen Wilhelms war „sie nicht sicher davor. Und wenn sie nur gar „wieder allein, und aus den Wolken, aus de„nen seine Leidenschaft sie emportrug, in das „Bewustseyn ihres Zustandes herabsank: dann „war sie zu bedauern. Das arme Mädchen „hatte sich Augenblicke in eine bessere Welt hin„übergerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, „aus Licht und Freude, ins Oede, Verworfene „ihres Lebens herunter gesehen, hatte gefühlt, „welche elende Creatur ein Weib ist, das mit „dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehr„furcht einflößt, und fand sich äußerlich und in„nerlich um nichts gebessert.“

„Welche elende Creatur ein Weib ist, das „mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und „Ehrfurcht einflößt“: eine große Wahrheit, die jedes Mädchen und jede Frau in ihr Souvenir eintragen sollte! Durch Schönheit und Annehmlichkeit flößt man Liebe, durch Tugend allein nur Ehrfurcht ein. Und von dieser Ehrfurcht kann man sagen, was der Dichter — jeder andern Gattung von Ehrfurcht z. B. des Standes mit Recht abspricht:

Majestas et amor in una sede morantur.

Ovid.

Liebe und Ehrfurcht herrschen auf einem Throne beysammen.

Eben so charakteristisch ist es, wie uns der Dichter in dem folgenden Marianens Liebe schildert.

Giebt es eine feinere Moral, einen bewundernswürdigeren Edelsinn, als den die Liebe Marianen lehrt?

Sie hat dem rohen, zudringlichen Norberg, ohngeachtet sie von seiner Freygebigkeit fast einzig abhängt, muthig und glücklich widerstanden.

„Wie heiter wachte sie auf", erzählt die alte Barbara von der frohen Siegerin. „Wie freundlich rief sie mich herein! wie lebhaft dank„te sie mir! wie herzlich drückte sie mich an ih„ren Busen! Nun, sagte sie, indem sie lächelnd „vor den Spiegel trat, darf ich mich wieder an „mir selbst, nicht an meiner Gestalt freuen, da „ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten „Freund angehöre. Wie ist es so süß, überwun„den zu haben! welch eine himmlische Empfin„dung ist es, seinem Herzen zu folgen! wie „danke ich dir, daß du dich meiner angenom„men, daß du deine Klugheit, deinen Verstand, „auch einmal zu meinem Vortheil angewendet „hast! steh' mir bey, und ersinne, was mich „ganz glücklich machen kann."

Fast erhaben ist es, wenn das edle Mädchen, nach so glücklich überstandenem Kampf, sich in Offizierkleidung wirft, und in

dieser Heldentracht ihren geliebten Wilhelm erwartet.

„Verdien' ich nicht, sagte sie, heute in „Mannstracht zu erscheinen? hab' ich mich nicht „brav gehalten? Mein Geliebter soll mich heute wie das erstemal sehen, ich will ihn so „zärtlich, und mit mehr Freyheit an mein Herz „drücken, als damals: denn bin ich jetzt nicht „vielmehr die seine, als damals, da mich ein „edler Entschluß noch nicht frey gemacht hatte?“

„Aber, setzt sie nach einigem Nachdenken hinzu, noch muß ich erst das äusserste wagen, um „seiner werth, und seines Besitzes gewiß zu seyn: „ich muß ihm alles entdecken, meinen ganzen Zustand offenbaren, und ihm alsdann überlassen, „ob er mich behalten oder verstoßen will: und „wäre sein Gefühl, mich zu verstoßen, fähig: „so würde ich alsdann ganz mir selbst wieder „angehören: ich würde in meiner Strafe meinen Trost finden, und alles erdulden, was das „Schicksal mir auferlegen wollte“.

Wie viele und wie große Tugenden entwickeln sich in diesem Mädchen-Herzen mit dem einzigen Keim der Liebe! alles-hingebende, alles aufopfernde Dankbarkeit, Heldenmuth, gehaltene Fassungsgabe, unendlicher Zartsinn.

Mit diesen Gesinnungen, diesen Hoffnungen, erwartet sie Wilhelm, den geliebten Wilhelm. Und ach! er kommt nicht! grade heute nicht! und kommt nimmer. Und die arme, die Unglückliche, bringt diesen Abend und diese Nacht, bringt jeden Abend und jede Nacht bis in ihren Tod, allein, einsam, verlassen und — ohne Wilhelm zu. O des grausamen Geschicks! welches die Liebenden trennt, und diese Treue unbelohnt lässet.

Wilhelm kommt nicht: und Mariane stirbt! stirbt mit einem Liebespfande von dem geliebten und unverschuldet-treulosen Wilhelm im Schooß. Und alles, was uns von einer so schönen, so zarten, so einzig-weiblichen Seele übrig bleibt, sind einige Zettelchen aus ihrer Brieftasche, die eine Barbara aufbewahrt.

Jedes dieser Briefchen ist wie ein schwerer Seufzer aus der Tiefe des Herzens, im blutigen Todeskampf heraufgestöhnt: in den sechsen, welche uns der Dichter S. 171. aus dem eröffneten Kästgen mittheilt, herrscht eine immer steigende, immer schwellende Angst schmachtender, zweifelnder, zagender, hoffnungsloser, hinsinkender, sterbender Liebe: und in jedem einzelnen Briefe herrscht ein wunderbares Steigen und Sinken, Sinken und Steigen aller genannten Leidenschaften. Der

letzte ist das Höchste des immerschwellenden Pathos! das ganze Todesröcheln einer Mariane, des besten, treusten und unglücklichsten Mädchens, schauert in demselben durch die zerrissene Seele des Lesers hin:

„Du willst mich nicht hören? so muß ich „denn jetzt wohl verstummen, aber diese Blät„ter sollen nicht untergehen: vielleicht können „sie noch zu dir sprechen, wenn das Leichentuch „schon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stim„me deiner Reue nicht mehr mein Ohr errei„chen kann. Durch mein trauriges Leben bis „an den letzten Augenblick wird das mein ein„ziger Trost seyn: daß ich ohne Schuld gegen „dich war, wenn ich mich auch nicht unschul„dig nennen durfte."

Edle, fromme Dulderin! wie lange schriebst du an diesen wenigen Zeilen? wie oft wardst du von Schluchzen und Seufzen unterbrochen? wie oft zerflossen Thränen in das, leider! Seelenlose Naß der Feder? Wie oft legtest du die Feder beyseite, um dein gram-bezeichnetes, schönes Angesicht in das nasse Thränentuch zu verhüllen? Nicht mit Dinte, sondern mit Blut geschrieben, las ich die Worte: „durch mein trau„riges Leben". Ja wohl trauriges Leben!! ein Leben mit diesem Herzen, und in diesem Stande; ein Leben einst mit Wilhelm, und nun

ohne Wilhelm; ohne ihn — auf immer ohne ihn, auf immer. Ja wohl ein trauriges Leben!! Mariane! Mariane! wer um dich nicht weint, der hat keine Thränen.

Ich werfe die Feder aus der Hand, um die meinigen auf dem Papier erst eintrocknen zu lassen, ehe ich weiter schreiben kann.

Jüngling! Jüngling! lies Marianens Briefe: und gehe hin, nnd verführe Mädchen.

Enthielte Dichter Göthens poetische Brieftasche nichts weiter, als diese sechs Briefe Marianens, so würden wir Göthen noch als einen großen Dichter verehren müssen.

* * *

Der Charakter weiblicher Empfindsamkeit, der sich bey diesem Geschlecht insbesondere in der Liebe äußert, ist entweder sanftrührend, oder heftig-pathetisch. Den erstern schilderte uns der Dichter in Marianen: den andern stellt er uns an der Lydie dar.

„Er hatte kaum ausgesprochen, als die Thür „mit Heftigkeit sich aufriß, ein junges Frauen„zimmer hereinstürzt, und den alten Bedien„ten, der sich ihr in den Weg stellte, zurück„stieß. Sie eilte gerade auf den Abbe zu, und „konnte, indem sie ihn beym Arm faßte, vor „Weinen und Schluchzen kaum die wenigen „Worte hervorbringen: Wo ist er? wo habt ihr

„ihn? es ist eine entsetzliche Verrätherey! gesteht „nur! ich weis, was vorgeht! ich will ihm nach! „ich will wissen, wo er ist.“

So führet Göthe die Lydie bey dem Leser ein: und dieses heftige, ungestüme in ihrem Benehmen gegen Lothario, den sie liebt, dieses kurze, abgebrochene, in ihrer Art, sich auszudrücken, diese Wuth der Leidenschaft, möcht' ich fast sagen, charakterisirt sie durchgängig. Zu einer angebornen Heftigkeit der Denk- und Empfindungsweise gesellte sich bey ihr noch der Umgang von Theresens leichtsinniger Mutter, in welchem ihr, wie die immer treffend charakterisirende Therese sich ausdrückt, Leidenschaft Bedürfnis ward.

Ihren geliebten Lothario „quält sie mit stürmischer Sorgfalt, unbezwinglicher Angst, und nie versiegenden Thränen.“ Ein Ungestüm von Verliebtheit, der einem so kalten, ausgeprobten Weiber-kenner, als Lothario war, unmöglich behagen konnte; und am allerwenigsten behagen konnte, nachdem er eine Therese geliebt, und von dieser, fast möcht ich sagen nur aus einer gewissen Herzens-Langenweile, zu Lydien überging; zu Lydien, deren Ungestüm durch den Kontrast mit Theresens weiser Haltung seine Besonnenheit nur um so viel mehr abstoßen mußte.

Uebermächtige, und doch unbefriedigte Leidenschaft hat für uns immer etwas schauerlich-rührendes. Wer weint der unglücklichen Lydie nicht einige Thränen nach, wenn Wilhelm sie, durch eine Art von wohlthätiger Verrätherey, dem Anblick und Umgange ihres Lothario entreißt? Wer fühlt nicht etwas ähnliches von Hektors

δακρυοεν γελασασα

(lächelndes Weinen) beym Homer, wenn Lydie, ehe sie in den Wagen steigt, der sie auf lange Zeit von Lothario entfernen soll, zu dem Diener sagt: „Grüßet euren Herren nochmals: vor Abends bin ich wieder zurück". Wer schilt nicht Verräther die Anstifter dieser ihrer menschenfeindlichen Entführung, wenn Kutscher und Wilhelm sie so vorsetzlich irre fahren?

Wer kann wahrer und treffender von einem Leiden sprechen, als der, den es drückt? Die alles unterjochende Heftigkeit ihrer Liebe zu Lothario schildert Lydie in folgenden Worten, die die Leidenschaft mit eignem Munde ausspricht:

„Ach! wie viele tausend Thränen und „Schmerzen hat mich diese Liebe schon gekostet: „erst sahen wir uns nur zuweilen am dritten „Orte verstohlen: aber lange konnt' ich das Le„ben nicht ertragen: nur in seiner Gegenwart „war ich glücklich, ganz glücklich! ferne von

„ihm hatte ich kein trocknes Auge, keinen ruhi„gen Pulsschlag.“

Der schönste Commentar in Prose zu der bekannten Ode der griechischen Dichterin Sappho an Phaon!

* * *

So wie wir alle unsre Leidenschaften mehr oder weniger mit Vernunft und Willkühr versetzen können, so daß wir uns sehr bedeutungsvoll der Ausdrücke bedienen mögen: reflectirter Haß, reflectirte Liebe, reflectirte Rache: eben so giebts auch noch eine dritte Gattung von weiblicher Empfindsamkeit, die ich „die reflectirte“ nennen möchte: diejenige nämlich, die mehr in dem Geist, als in dem Herzen, mehr in der regen Einbildungskraft, als in dem Temperament eines Frauenzimmers ihren Grund und Sitz hat. Grade deswegen aber sind auch die Wirkungen einer solchen reflectirten Empfindsamkeit ihren Ursachen gleich: reflectirte Empfindsamkeit und Liebe würken mehr auf den Verstand, als auf das Herz; erschüttern mehr die Einbildungskraft, als sie uns sanft rühren: wenn gleich ein hoher Grad derselben, wie in seinen Ursachen, so auch in seinen Wirkungen, mit jener natürlichen Weiber-empfindsamkeit, die uns für Marianen, für

Lydien so einzig interessirt, viel Aehnlichkeit hat, und, kaum noch dem mikroskopischen Auge des Analytikers bemerkbar, mit dieser zusammenfließt.

Diese Gattung reflectirter Empfindsamkeit trifft man gewöhnlich bey geistreichen und, was wohl zu merken, mit Reitzen der Sinnlichkeit kärglich ausgestatteten Weibern an, wie uns der Dichter in Aurelien schildert. Bei den Weibern, denen ein vorzügliches Maas sinnlicher Reize zu Theil ward, wird jene natürliche Weiberempfindsamkeit durch frühe und unaufhörliche Männerschmeicheley, schon so frühe geweckt, und so vollkommen ausgebildet, daß hier — möchte man sagen — Natur und Temperament jeder Reflexion zuvorkommen. Weiber der ersten Gattung dagegen, eben wegen ihrer geringen Annehmlichkeiten von den Männern weniger gesucht und umflattert, bleiben sich selbst überlassen, und erlangen daher auch gewöhulich einen höhern Grad geistiger Bildung, als die von der zweyten: indem sie durch Verstand und Geistesbildung den Mangel sinnlicher Reize ersetzen wollen: ein Ersatz, der leider! für den größten Theil der Männer den Mangel nicht aufwiegt. Wegen des höhern Schwunges der Einbildungskraft also, den sie in dieser

mehr männlichen als weiblichen. Zurückgezogenheit annehmen, hat auch ihre Liebe, wenn nur ein Gegenstand sich darstellt, immer mehr von Eitelkeit als von Wollustgefühl, mehr von eingebildeten Ansprüchen, als von wirklichem Verlangen.

Und grade so hat uns Göthe Aurelien geschildert: mit diesem Schwunge der Einbildungskraft, mit dieser Gattung von Liebe, hat er sie uns dargestellt.

Wenn es in der Biographie eines Weibes allemal eine höchst wichtige Frage ist, was der englische Dichter Pope (vielleicht nur im Scherz?) als die einzige Frage bei einer Frau angiebt: ob sie hübsch ist? so fragen wir billig: war Aurelie hübsch?

Aurelie spricht zu Wilhelm von Männern jedes Standes, die sie zu ihren Füßen gesehen, ohne doch einen einzigen als einen besondern Gegenstand ihrer Liebe auszuzeichnen: im Gegentheil versichert sie so gar, daß es ihr geschienen, „als wenn die teutsche Nation sich in allen diesen ihren Verehrern als durch ihre Abgesandten, hätte prostituiren wollen.“

Hätte sie, bey allem weiblichen Zartsinn, bey aller Anstandsliebe, so gesprochen, wenn sie unter ihren Verehrern einen einzigen Wilhelm, einen einzigen wahren Liebhaber gefunden

hätte? Aurelie hatte Geist! sie sprach gut! sie beherrschte durch Witz und Wendungsgabe ihren Cirkel! sie fand unter Männern ihre Verehrer.

Aurelie fand unter allen ihren Verehrern keinen Liebhaber.

Aurelie war also nicht hübsch: denn jedes hübsche Weib hat an allen ihren Verehrern, oder wenigstens an einigen derselben, Liebhaber.

Auch nennt der Dichter Aureliens Physiognomie nur geistreich.

Jeder Ausdruck, oder wenigstens jeder hervorspringende Ausdruck von Geist in einem Gesicht, biegt immer etwas gleichsam von der Schönheitslinie ab. Denn Geist ist Bedeutsamkeit, Energie, Kraft, Eigenschaften, die durch ihren Contrast mit dem glatten, flachen, nicht hervorspringenden, als den Ur-elementen des gefälligen und des schönen, sehr leicht dem Eindruck desselben Abbruch thun können. Allerdings gehört zum Ideal menschlicher Schönheit auch ein gewisser Ausdruck von Geist. Denn Denkkraft ist doch ein zu wesentlicher Theil unsers Selbst.

Und hier pflege ich zu sagen: ein schöner weiblicher Kopf muß glückliche Anlage zum Denken; ein schöner Mannskopf

aber Geübtheit und Fertigkeit im Denken ankündigen.

Noch fand ich kein Gesicht eines großen und geübten Denkers, keinen Newtons- und keinen Aristoteles-Kopf, im strengsten Wortsinne, schön! Noch weniger schön aber fand ich einen weiblichen Kopf, der mich mit dem Ausdruck hervorstechender Geistes-Kraft ansprach. Aurelie also, nicht häßlich, aber auch nicht hübsch, nicht unangenehm, aber auch nicht fesselnd, zog mehr durch einen ihrem Geschlecht ungewöhnlichen Geist die Männer an, als durch sinnliche Reitze: und entbehrte höchst wahrscheinlich, was so manches geistreiche Weib entbehrt, jenes unerklärbare je ne sais quoi ihres Geschlechts, wodurch die Philinen auch ohne besondern Geist, gefallen, und mehr als gefallen, wodurch sie unwiderstehlich sind.

Und eben auf den Mangel dieses je ne sais quoi weiblicher Gabe zu gefallen, deutet Lothario's sinnvoller Ausdruck von Aurelien hin: „Es ist doch ein Unglück, wenn Weiber nicht liebenswürdig sind, indem sie lieben".

Dies „liebenswürdig lieben" sagten wir schon oben, ist ächtes Weibergenie: dies hatte, sagten wir eben dort, Mariane, als eine holde Spende der Mutter Natur: und dies konnte Aurelien

keine Kunst, kein Geist, kein Theater, und kein tiefes Studium des Schönen geben.

Scharfsinnige Weiberkenner haben angemerkt, daß häsliche Weiber, wenn sie einmal lieben, heftig lieben. Der Grund davon ist kein anderer, als daß die lange vergebens genährte, ungeschmeichelte Leidenschaft, wenn ihr nur endlich ein Gegenstand aufstößt, sich mit gesammleter Macht auf diesen wirft. So auch Aurelie, die immer verehrte, oft geschmeichelte, und nimmer geliebte Aurelie.

Endlich findet sich zu ihr ein Lothario, ausgestattet mit allem, was Natur, Kunst und Erfahrung, wie in eine Form, zusammenlegen können, um einen Günstling der Weiber zu bilden.

„Er begegnet ihr mit einem gelassenen An„stande, mit einer offenen Gutmüthigkeit, spricht „über sie selbst, ihre Lage, ihr Spiel, wie ein „alter Bekannter, so theilnehmend, und so „deutlich, daß sie sich zum erstenmal freut, ihre „Existenz in einem andern Wesen so klar wieder „zu erkennen. Er zeigt keine Härte, und sein „Muthwille ist gefällig: er scheint des guten „Glücks bey Frauen gewohnt zu seyn: das macht „sie aufmerksam: er ist keinesweges schmeichelnd „und andringend; das macht sie sorglos.“

Einen solchen Gegenstand ergreift Aureliens Liebe mit aller Heftigkeit langer Zurückhaltung,

mit allem Feuer einer regen Einbildungskraft, mit allen Ansprüchen einer immer-geschmeichelten Eitelkeit. Und — sie täuscht sich, täuscht sich schrecklich! Lothario liebt sie nicht!

Eine so verliebte, und so getäuschte Aurelie — wie wahr läßt sie der Dichter sprechen: „O wär' ich verführt, überrascht, und dann verlassen: dann würde in der Verzweiflung noch Trost seyn: aber ich bin weit schlimmer dran: ich habe mich selbst hintergangen, mich selbst wider Wissen betrogen; das ist's, was ich mir nie verzeihen kann“.

„O wär ich verführt, überrascht, und dann verlassen!“ Man hat gelächelt und gelacht über den Wunsch der Dido, den Virgil sie mitten in der Verzweiflung, mitten unter den schauderhaftesten Verwünschungen des geliebten Aeneas, aussprechen läßt:

saltem mihi paruulus aula
luderet Aeneas. Aeneid. Lib. IV.

Hier hören wir aus Aureliens Munde einen ähnlichen Seufzer! aber Virgil und Göthe kennen die Natur besser, als unsre so genannten Weiber-männer: selbst die Bosheit eines Lovelace findet in ihrem Herzen einen gewaltigen Fürsprecher. „Aber ich bin weit schlimmer daran: ich habe mich selbst hintergangen; mich selbst wider Wissen betrogen: das ist's, was ich

mir nie verzeihen kann." Wer sieht nicht, daß, wie ich oben schon sagte, Aureliens Liebe mehr Eitelkeit, als Verlangen, als Wollustgefühl ist. Ein Mann von so feinem, so gebildetem Geist, von so ausgeprobter Erfahrung; ein Mann, der den hohen Grad intellectueller Bildung und die bewundernswürdige Feinheit ihres Kunstsinns ganz durchschauen, und nach seinem wahren Gehalt schätzen kann; ein Mann, der es überzeugt seyn mußte, daß Aurelie unter tausenden ihres Geschlechts einzig war! ein Lothario! — lernt Aurelie kennen, so nahe kennen; begegnet ihr als ein Liebender: und liebt sie nicht! Welche Kränkung des Stolzes einer geistreichen, der Eitelkeit einer verliebten Frau!

Eben darin liegt es, daß Aureliens unglückliche Liebe, ohngeachtet ihrer furchtbaren Aeußerungen, z. B. in der Geschichte mit dem Dolch, so gar nichts eigentlich-rührendes für uns hat. Das gute Weib! sagen wir höchstens mit einem Achselzucken. Sie war stolz genug, zu glauben, ein Lothario müsse sich in sie verlieben: einfältig genug, ihn würklich in sie verliebt zu wähnen: und unglücklich genug, sich darin zu täuschen. Ihre Rolle Opheliens hat unleugbar etwas schauderhaftes: aber nicht mehr und nicht weniger, als jede bis zum Wahnsinn überspannte Leidenschaft: wir schaudern; wir fahren

auf;

auf; aber wir vergießen keine Thränen. In einem bis zum Pathos steigenden Grade wandelt uns kalter Schauder bey der Scene 373 2r Bd. an, wo sie bei Meisters Versicherungen von Redlichkeit gegen Weiber plötzlich von dem Gedanken an Lothario's Treulosigkeit ergriffen, Wilhelmen in die Hand schneidet. Denn hier spielt sie nicht; hier handelt sie.

Nachdenkende Geister, wenn sie zu gleicher Zeit mit tiefem Gefühl und einer schwungvollen Einbildungskraft begabt sind, sind selten ohne Religion; und oft behagt ihnen grade die sinnlichste Religion, oder wenigstens die sinnlichsten Vorstellungen davon, am meisten. Ein Lavater, ein Schlosser, ein Stollberg — welche feine Geister! und wie sinnlich ihre Religionsbegriffe! Religion ist, (was scholastische Philosophen nie zugeben werden), mehr Gefühl als Gedanke, mehr Einbildungskraft als Vernunft. Die Worte „Gott, Geist, Freyheit“ sind die kühnsten aller Metaphern in dem ganzen Umfange der Sprache. Lägen in der menschlichen Natur nicht gewaltigere Triebe zur Religion, als die armseligen Begriffe von Ursache und Wirkung: gewis! die Menschen würden nie eine Religion gehabt haben.

Durch den Zug von Religiosität vollendet Göthe Aureliens Charakter: die Bekenntnisse ei-

ner schönen Seele sind ihr Erbauungsbuch. Wenn einmal ein Frauenzimmer religieuse seyn soll,: so finde ich's der eigenthümlichen Denk- und Empfindungsweise dieses Geschlechts viel angemessener, sich an Lavaters Schriften als an T**chens hochaufgeklärten und coket-hergesagten Predigten zu erbauen.

Unsre geistlichen Rednerlein vom allerneusten Gepräge aus der speculativen Halle werden mit ihren Antinomien, ihrer praktischen Vernunft und kategorischem Imperativ, nicht weit langen.

* * *

Sparsam, aber bedeutungsvoll sind die Züge, die uns der Dichter von Madam Melina aufstellt — eins jener Weiber, die, nicht ohne Geist, und nicht ohne Annehmlichkeiten, auf beydes vereint, Ansprüche gründen, die sie auf keines von beyden einzeln-genommen, gründen würden. Doch meinen sie durch Geist immer sicherer die Männer zu fesseln: welches jedoch seltner der Fall ist, als sie wähnen. Den Philinen werden sie immer weichen müssen. Sie war (so nennt Göthe sie mit einem glücklich neu-geprägten Ausdruck), „eine Anempfinderin! sie wußte einem Freunde, um dessen Achtung es ihr zu thun war, mit besonderer Aufmerksamkeit zu schmeicheln; in seine Ideen so tief als möglich einzugehen. Sie verstand zu sprechen

und zu schweigen; und ob sie gleich kein tückisches Gemüth hatte, mit großer Vorsicht aufzupassen, wo des andern schwache Seite seyn möchte". Auch der letzte Zug ist sehr bedeutend. Eben deswegen, weil Weiber dieser Gattung ihres Zwecks so oft verfehlen, und sich die Philinen von uns Männern vorgezogen sehen, nehmen sie eine gewisse launenhafte Bitterkeit an, die, besonders in Urtheilen über ihr eigenes Geschlecht und in Gegenständen des Geschlechtsverhältnisses, dem kalten Beobachter oft an Tücke zu gränzen scheint.

Unverkennbar ist ihre verliebte Anhänglichkeit an Wilhelmen. Aber Philine durch ihre, fast möcht ich sagen, Philinität, und Aurelie durch ihren höhern Geistesschwung, entziehen ihrem fein-gesponnenen Netzchen Wilhelms Herz. Doch lesen wir's nicht ganz ohne Theilnehmung, wenn sie, indem der zur Truppe zurückkehrende Wilhelm sagt, daß ein Mensch sich nicht für entbehrlich genug in der Welt halten könne, nicht ohne Feinheit versetzt: „Und die Leiden unsrer Freunde bringen wir nicht in Anschlag"! Weiber von Madame Melina's Art zu seyn, behagen uns Männern, ohne uns behäglich zu seyn.

* * *

Barbara sey in unserer Darstellung der Weiber-charaktere der letzte, so wie er an Moralität der letzte ist. Noth und Bedürfnis sind viel reichhaltigere Quellen des Lasters, als gefährliche Leidenschaften: und die Natur mag es selbst verantworten, so oft sie die armen Menschen in solche Lagen hineinpreßt, daß sie lasterhaft seyn müssen. „Und hättest du, fuhr Wilhelm auf, sie nicht retten können“? „O ja, versetzte Barbara, mit Hunger und Noth, mit Kummer und „Entbehrung: und darauf war ich niemals ein„gerichtet.“ Und wer unter uns philosophisch-strengen Beurtheilern ist darauf eingerichtet? Wahrlich! selten kann ich ein Werk voll streng-moralischer Maximen lesen, ohne daß mir der Gedanke ein Lächeln abnöthiget: „Die Herren Gelehrten machen die Moral: aber der gemeine Mann braucht sie: jene spinnen aus ihrem Gehirn eine Casuistik zusammen: aber diesem dringen sie traurige Schicksalslagen auf: wir denken; er handelt. Wozu dergleichen Betrachtungen?

Ne quicquam humani a vobis alienum putetis *)

*) Einzig, um ernstes Mitgefühl für das moralische Böse an unsern Mitmenschen einzuflößen, erinnere ich

„O ihr Herren, rufe ich hier mit Barbara's „Worten, o ihr Herren, denen nichts abgeht, „ihr habt gut von Wahrheit und Gradheit re„den; aber wie eine arme Kreatur, deren gering„stem Bedürfnis nichts entgegenkommt, die in „ihren Verlegenheiten keinen Freund, keinen „Rath, keine Hülfe sieht, wie die sich durch die „selbstischen Menschen durchdrücken und im Stil„len darben muß, — dann würde mancher ja „sagen, wenn ihr hören wolltet und könntet!"

Marianen hielten wir, nach dem ersten Bande, für ein sehr gewöhnliches Theater-Mädchen: Barbara belegten wir, nach eben diesem Bande, mit einem Namen, den jede edlere Feder auszudrücken verschmähen muß.

Beyde verklärt uns gleichsam der Dichter im vierten Bande: Mariane wird eine reine, aber von der Bürde unwürdiger Verhältnisse niedergedrückte Engelseele: Barbara, die gefühl- und herzlose Barbara, hat Empfindung für Unschuld und Tugend und Zartsinn und Unglück. Zwar bleibt sie treu ihrer durch Noth und Bedürfnis angenommenen Denkungsart. „Das gute Geschöpf, sagt sie von Marianen, hatte gewisse gute Grundsätze, die ihr aber zu nichts halfen."

dies: denn *Strenge* und *Unerlaßlichkeit* ist und bleibt *Urcharakter des Moralgesetzes*.

„Ich stellte ihr vor, daß man ein Gewissen, so lang' es spricht, respectiren müsse".

Welche Gesinnungen! Aus jeder Zeile spricht ihr verhaßtes Gewerbe: wie wohl auch hier schon ein durch Noth zerdrücktes Gefühl sichtbar ist. Aber wenn sie nun Mariane, die schuldlose, die reine, die unglückliche Mariane zum zweytenmal sterben sieht: dann ergreift „ein ungeheurer Schmerz" die durch tausend Scenen der Unempfindlichkeit Verhärtete: dann hebt sich ihr Geist wie aus dem Staube empor: dann veredelt sich Sprache und Ausdruck in einem Munde, der nur gemeine Töne zu bilden fähig zu seyn schien.

Wo hast du sie verborgen? frägt der geängstete Wilhelm Marianen. Komm! daß ich sie mit diesem Licht beleuchte! daß ich wieder ihr holdes Angesicht sehe."

„Ja, antwortet Barbara drauf, ja ich habe sie verborgen: aber unter der Erde: weder das Licht der Sonne, noch eine vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angesicht jemals wieder erleuchten. Führen Sie den guten Felix an ihr Grab, und sagen Sie ihm: da liegt deine Mutter, die dein Vater ungehört verdammt hat. Das liebe Herz schlägt nicht mehr vor Ungeduld, Sie zu sehen: nicht etwa in einer benachbarten Kammer wartet sie auf den Ausgang meiner Erzäh-

lung oder meines Märchens: die dunkle Kammer hat sie aufgenommen, wohin kein Bräutigam folgt, woraus man keinem Geliebten entgegen geht."

„Sie warf sich auf die Erde an einem Stuhle nieder, und weinte bitterlich."

Es ist, (was auf den ersten Anblick Widerspruch scheint) Witz der Natur, Witz des Gefühls, wenn hier die Alte Wilhelmen auf die Frage: Wo hast du sie verborgen! Komm daß ich sie mit diesem Licht beleuchte! daß ich wieder ihr holdes Angesicht sehe: zur Antwort gibt: „Ja ich habe sie verborgen: aber unter die Erde: „weder das Licht der Sonne, noch eine vertrau„liche Kerze wird jemals ihr holdes Angesicht „wieder erleuchten."

Das Gefühl heftet sich an den nächsten, als den lebendigsten sinnlichen Eindruck, und knüpft Worte und Ideen dran. Eben daher das Blumen- und Bilder-reiche der Sprache der Leidenschaft. Denn was ist jedes Gleichnis, jedes Bild anders, als Spiel der Phantasie, als Witz? Eben deswegen müssen uns auch Wendungen, wie die, welche Diderot von jener Frau anführt, die den Tod ihres Mannes auf dieselbe Art wizzig, wie hier Barbara Marianens, beklagte, weniger befremden. Diese Art

Witz ist, wie wir sehen, allgemeiner Charakter der Leidenschaft.

* * *

Meine Bemerkungen über die Weibercharaktere im Meister schließe ich mit einer feierlichen Danksagung an den Dichter für die bewundernswürdige Feinheit, mit welcher er die Eigenthümlichkeiten des andern Geschlechts bis in das besonderste einzelne, bis in alle ihre Höhen und Tiefen, auffaßt, und treu und rein darstellt.

Es ist über alles wichtig für das menschliche Geschlecht, auch die schönere Hälfte nach aller Mannigfaltigkeit ihrer originellen Züge kennen zu lernen. Ihr Einfluß in die Beglückung und Veredlung der Menschheit ist eben so unleugbar, als der Einfluß jedes Weibes in Zufriedenheit und Lebensgenuß ihres Mannes. Wenn wir in der Geschichte fast immer nur Männer auf dem Schauplatz erblicken: woher kömmt es, als — (man erinnere sich an die bekannte Fabel vom Löwen und Menschen) weil Männer Geschichte schreiben. Und auch so noch — wie oft spinnt sich der Faden, an welchem die Reihe großer und nicht selten der größten Begebenheiten in den ältesten und in den jüngsten Staaten aller vier Welttheile fortläuft, an Weiberhand.

. . . . . teterrima belli causa

nennt Horaz schon in seinen Satyren, was der Anstand der Ode ihm zu nennen nicht gestattet haben würde. Demohngeachtet ist unter allen möglichen Gegenständen, an welchen menschliche Denk- und Beobachtungskraft sich geübt, keiner von den Dichtern, Philosophen und Schriftstellern so lange und so durchgängig schief, oder falsch, oder verkehrt angesehen worden, als — die Weiber.

Griechen und Römer widmeten den Weibern, aus bekannten Ursachen, sehr wenig Aufmerksamkeit: die besten und gerühmtesten ihrer Weiber-charaktere sind entweder Heldinnen, wie die Alcesten, die Didonen; oder Philosophinnen, wie Diotime, Leontium, Hipparchia; oder Hetären, wie Aspasia; oder ehrgeitzige Mütter, wie Jokaste, Livia, Agrippina; oder verächtlich-unzüchtig, wie die Messalinen, Poppäen u. s. f.

In den mittlern Zeiten sind die Weiber entweder Nonnen, oder Ritterhausfrauen.

Von da bis auf die Epoche französischer Kultur erscheinen sie uns, in den Darstellungen der Dichter wenigstens, in den Darstellungen selbst eines Shakespear, entweder als Heldinnen, oder auch als sehr einfältig und ungebildet: ein Charakter, der auch den Weibern, in diesen der Entwickelung ihrer stillen Hütten-

tugenden und feineren Geistesblüthen] höchst ungünstigen, stürmischen Zeiten wahrscheinlich fast durchgängig eigen gewesen ist.

Seit der Epoche französischer Kultur ward Galanterie, ward gefallsüchtige Liebeley Hauptcharakter der Weiber in den Darstellungen der Dichter: der zärtliche Racine nnd nicht selten auch Voltaire verschönern sie durch Wahrheit und Innigkeit der Liebe. Die Philosophen, Thomas und Rousseau allein, schienen ihren Blick zu erweitern und auch in den Weibern das Nationelle von dem allgemein-menschlichen, das umständliche und zufällige von dem natürlichen, immerdaurenden, sondern zu wollen.

Aber auch bey diesen Schriftstellern, auch beym Rousseau noch, wie einseitig, wie französirt erscheint uns das Weib! Er ist, man muß es gestehen, ein großer Weiberkenner. Aber er kennt viel besser einzelne Leidenschaften derselben, und unter diesen ins besondere Liebe und Eitelkeit; als ihren ursprünglichen Naturcharakter. Den Adel ihrer Bestimmung, den Umkreis ihrer Pflichten, hat kein Schriftsteller würdiger und kräftiger dargestellt, und keiner richtiger bezeichnet, als er. Rousseau'n verdanken unsre Weiber sehr viel!

Aber mehr noch vielleicht dem Engelländer Richardson und seinen Romanen. Diese Man-

nigfaltigkeit, diese Zartheit, diese Bestimmtheit, diese reine und wahre Natur, die er in seinen Weibercharakteren, angebracht, finden wir bis auf ihn bey keinem alten und keinem neuen Dichter oder Prosaisten. Und unter den tausend und tausend Romandichtern nach ihm — wer ist ihm hierin gleich? Unter den Teutschen gewis nur Göthe!

* * *

Die Ursachen der Schiefheit oder Flachheit, womit Weiber von den alten und neuen Schriftstellern beurtheilt worden, sind theils in der Eingeschränktheit und dem Druck zu suchen, unter welchem der größte Theil der Weiber in den ältern Zeiten durch asiatischen Männerstolz und Eifersucht, in den mittlern durch Aberglauben und Roheit gehalten wurde: theils in der Feinheit und Verstecktheit ihrer moralischen und psychologischen Geschlechtseigenthümlichkeiten: theils darin, daß die Schriftsteller, welche Weiber zum Gegenstande ihrer Charakterdarstellungen oder ihrer philosophischen Beobachtungen machten, entweder genialische Wüstlinge, oder ins allgemeine spekulirende Denker, oder eingeschränkte Stubengelehrten, oder oberflächliche Weltmänner waren.

Nur freyer, anständiger Männer-Umgang ist der Spielraum, innerhalb welchem das Weib

alle Feinheiten ihrer Natur entwickelt. Kein Mädchen, welches nur ihren geliebten Jüngling, kein Weib, welches nur ihren Mann kennt, bildet sich vollkommen aus. Einseitig durch ihren ganzen Wirkungskreis, werden sie's, durch einen so eingeschränkten Männerumgang, bis zu dem Grade, daß die bekannte Anekdote von der Antwort einer verheiratheten Frau auf den Vorwurf wegen des unlieblichen Othems ihres Mannes, in dem eigentlichsten Sinne auf sie anwendbar wird. Jene Schlauheit in Wendungen und Antworten auf die Neckereyen der Männer; jene feinen Mittel-tinten in dem Benehmen gegen Gleichgültige, oder Eifersüchtige, oder Verliebte; jene, uns Männern schlechterdings unbemerkbare Ablauschungen unserer Launen, Tücken und Schwächen; kurz — die ganze weibliche Politik in der Leitung und Beherrschung des männlichen Geschlechts, die allein jedem Weiber-charakter bestimmten Umriß und Vollendung giebt, bleibt ohne freyen, anständigen Männerumgang unentwickelt. Ursache genug, daß griechische und römische Schriftsteller, daß alle Schriftsteller bis zur Epoche der französischen Cultur Europens, deren wesentlicher Theil vielleicht auf dem freyeren Umgange beyder Geschlechter beruht,

Weiber-charakter, Weiber-adel, Weiber-natur, höchst einseitig darstellen mußten.

Aber gesetzt nun auch: beyde Geschlechter leben in der Freiheit miteinander, in welcher man in unsern Tagen lebt: so ist die Verstecktheit, Leisheit und Zurückhaltung, zu welcher die Weiber durch den Zartsinn ihrer moralischen Organisazion von der Natur angeleitet, durch die Tücken und Zudringlichkeiten der Männer gereizt, durch Convenzion gezwungen werden, ein sehr schwüriges Hindernis, sie glücklich-genau gleichsam ins Auge zu fassen.

Wir Männer sind für die Beobachtung dieser Weiber-feinheiten, die sich meistentheils nur in Alltäglichkeiten äußern, entweder zu unphilosophisch zerstreut; oder zu philosophisch stolz. Wer nicht eine gewisse Anzahl blühender Lebensjahre in dem Umgange mit Weibern und zwar insbesondere von der gebildetern Gattung, vertändelt, und, um mit einem Künstler-Ausdruck zu reden, con amore vertändelt hat; der glaube sich keinen Weiberkenner.

Nur die Lothario's, nicht die Wilhelm Meister, und wären die letztern noch so feine und scharfsinnige Psychologen, und wären sie noch so frühe und noch so glücklich in die Geheimnisse reiner, ächter Liebe eingeweiht, ur-

theilen richtig und ohne Einseitigkeit von Weiber-Natur uud Weiber-charakter.

Aber auch den Lothario's, so lange sie nicht eigentlich verheirathet sind, ich will sagen, so lange sie nicht Ehe-männer und zärtliche Väter von Kindern sind, fehlt immer noch ein wesentliches Complement zur Weiber-Kenntnis: immer werden sie mehr den leichtern, als den ernstern und edlern Theil der Weiber-Natur schätzen können. Der leztere entwickelt sich nur in ehelichen und elterlichen Verhältnissen.

So wie es von der Menschenkenntnis der Weltmänner überhaupt gilt, was Rousseau sagt: ils voient trop, pour reflechir; und von der Menschenkenntnis der Stubengelehrten: ils reflechissent trop, pour voir: so ist dies tiefsinnige Wort des großen Psychologen auch insbesondere auf die Weiberkenntniß beyder Classen von Beobachtern anwendbar.

Der Weltmann beobachtet flach, weil er zu viel sieht; der Gelehrte beobachtet flach; weil er zu viel denkt. In jedem Falle aber sind die anthropologischen Beobachtungen des Weltmanns und eben so auch die über die Weiber, richtiger, als die Beobachtungen des Gelehrten: weil jener aus der Anschauung, dieser aus allgemeinen Schlüssen urtheilt. Und hinter Bücherschränken und Schreibepulten suchen uns die Wei-

der am allerwenigsten auf: sie sind, könnte man sagen, nur da, um uns aus beyden hervor, und mitten in die Welt hineinzutreiben. Das einzige Kind, das mir der Himmel gab — nie soll sie einen Gelehrten, und am allerwenigsten einen Schriftsteller von Metier heirathen. Der größte Theil dieser Leute ist für ihre Weiber geistig-castrirt.

Wen kann es wundern, wenn ein scharfsinniger, aber verwachsener, kränklicher, und an seinen Reimsessel ewig-angefesselter Pope keine bessere Satyre über die Weiber schrieb, als er nun geschrieben hat? Wen kann es wundern, wenn er, ganz à la philosophe, entscheidet: „Wer Ein Weib kennt, kennt sie alle“ Wohl wahr! Das grade ist das Maas von Weiberkenntnis, welches alle die Herren Gelehrten erlangen, die von ihrem Pult aus durchs Fenster Weiber über die Straße gehen sehen.

Genialische Wüstlinge endlich, wie sie da unter den Dichtern und Dramatikern so häufig waren, und die uns Weiber darstellen wollen, können eben so wenig auf Weiberkenntnis Anspruch machen. Sie kennen nur die unedlere, höchstens die sinnlich-liebenswürdige Natur der Weiber, nicht die edlere, die moralische.

Gleich-ungeschickte Beurtheiler der andern Hälfte unseres Geschlechts sind unglückliche Lieb-

haber; und eifersüchtige oder geplagte Ehemänner. Sie urtheilen über Natur und Charakter der Weiber eben so unrichtig und aus denselben Gründen unrichtig, als unglückliche Menschen oder verdrehte Geister über Werth und Gehalt des menschlichen Lebens.

* * *

Gleich einem unbedachtsamen Verschwender hab' ich, wie ich mit Erstaunen wahrnehme, mir dasjenige vorweggegriffen, was ich mir weiser aufgesparet hätte: die Süßigkeit der Betrachtung hat sich meines Geistes so ganz bemächtiget, daß ich darüber meines Versprechens an den Herrn Verleger vergessen, dem ich aus eigener bedächtlicher Rücksicht auf die Callosität germanischen Phlegma's, welchem die schaalsten Märchen-Romane mehr behagen, als ästhetisch-moralische Versuche, nicht mehr als vierzehn Bogen zu liefern versprochen hatte.

Wie gern hätte ich den vier Bändchen des Göthischen Romans Ein Bändchen kritischer Beobachtungen angeschlossen, die ich stolz genug gewesen wären, mit „Wartons Essay on the Genius of Pope“ wetteifern zu lassen. Aber —

habent et sua fata libelli. Juv.

Das wenigstens thut mir nicht leid, daß meine bisherige Raumverschwendung den zärtesten

sten und schätzbarsten Theil von Meisters Lehrjahren, nämlich die Weiber-charaktere getroffen. Um so viel kürzer aber muß ich mich jetzt bey der Darstellung oder vielmehr Skizzirung der noch übrigen Männercharaktere fassen.

Unter diesen stechen der Harfner, Lothario, Jarno, der Abbe, Werner, Serlo und Laertes insbesondre hervor.

Der Harfner mag sehr schicklich als ein Gegenstück des Oedipus der Griechen angesehen werden. Jeder Kenner weis, daß das Sophokleische Trauerspiel dieses Namens von dem ganzen Alterthum zu den vollendetsten Meisterstükken der hellenischen Melpomene gezählet wird. Aber wenn der große Stagyrite in seiner uns leider sehr verstümmelt überlieferten Poetik, oder auch Longin in seiner uns eben so unvollständig zugekommenen Schrift: „von dem Erhabenen“: über den Charakter des Sophokleischen Oedipus commentirt hätten: so würde der alte Philosoph nicht mehr Scharfsinn und Beobachtungsgeist, der jüngere Kritiker nicht mehr Schwung der Darstellung, in ihren Commentar gebracht haben, als in folgender Charakteristik des Harfners herrscht. 4r. Bd. 41 — 44.

„Blos in sich gekehrt, betrachtete er sein hohles, leeres Ich, das ihm als ein unermeßlicher Abgrund erschien. Wie rührend war es, wenn

er von diesem traurigen Zustande sprach! ich sehe nichts vor mir, nichts hinter mir, rief er aus, als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der schrecklichsten Einsamkeit befinde: Kein Gefühl bleibt mir, als das Gefühl einer Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes unförmliches Gespenst sich rückwärts sehen läßt. Doch da ist keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor oder Zurück. Kein Wort drückt diesen immer gleichen Zustand aus: manchmal ruf ich in der Noth dieser Gleichgültigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieses seltsame, und unbegreifliche Wort ist hell und klar gegen die Finsternis meines Zustandes. Kein Strahl einer Gottheit erscheint mir in dieser Nacht: ich weine meine Thränen alle mir selbst und um mich selbst. Nichts ist mir grausamer, als Freundschaft und Liebe: denn sie allein locken mir den Wunsch ab, daß die Erscheinungen, die mich umgeben, wirklich seyn möchten. Aber auch diese beiden Gespenster sind nur aus dem Abgrunde gestiegen, um mich zu ängstigen, und um mir jetzt auch das theure Bewußtseyn dieses ungeheuren Daseyns zu rauben".

Der Zusatz „von Freundschaft und Liebe" erhebt das ganze bis zum Entsetzlichen. Die Rede eben dieses Unglücklichen über die Rechtmäßigkeit seiner Liebe S. 436 — 439 erinnert an

die Reden, welche die Geschichtschreiber der Alten ihren handelnden Personen in den Mund legen. Kurz, abgebrochen, voll starken Gefühls, und weniger, aber kühner und treffender Metaphern, hat sie, bey aller Verschiedenheit des Inhalts, ganz den Charakter einer Rede des Hannibal, so wie sie ihn da Livius halten läßt.

Ohngeachtet alles Schauerlichen aber, womit Göthische Erfindungskraft den Charakter des Harfners zu umgeben gewußt, muß ich doch gestehen, daß mich dieses Charaktergemählde nicht so tief erschüttert hat, als ich's, wenn ich so sagen darf, von meiner Empfindung erwartet hatte.

Die Ursache davon? scheint mir keine andere zu seyn als diese: daß sich in die Schauer, welche uns einzelne Züge dieser Darstellung einprägen, eine Art von Aerger und Unwillen darüber miteinmischt, daß alle diese Schrecken des Gewissens, alle diese Marter, am Ende doch nur das Produkt herrschender Convenzion und Meinung sind: ein Gefühl, welches den Eindruck des Schrecklichen auch schon in dem Charakter des Sophokleischen Oedipus schwächt: obgleich das schreckliche hier noch durch einen Mord erhöhet wird; so wie auch der Glaube an das Fatum und an eine alles unterjochende Nothwendigkeit in den menschlichen

Dingen, der gleichsam die Grundfarbe des griechischen Charaktergemähldes ausmacht, allerdings etwas von bloßer Convenzion und Meinung hat, aber doch offenbar viel tiefer in der menschlichen Natur wurzelt.

* * *

Lothario. „Einem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann ihm erwünschter seyn, als eine Gattin zu finden u. s. w. sagt Lothario S. 129 3r Bd. und schildert mit diesen einfachen Worten sehr glücklich sich selbst und seinen so äußerst feinen, durch Vernunft und Erfahrung ausgearbeiteten Weltmannscharakter.

Denn ein vollendeter, aber zugleich veredelter Weltmann ist Lothario. Göthe läßt ihn nirgend auftreten, nirgend einen Blick werfen, nirgend den Mund aufthun, ohne daß wir nicht ausrufen: „der Mann kennet die Welt; weiß was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat.“

Wer z. B. bricht nicht in diese Worte aus, wenn Aurelie, die kalt-geistreiche Aurelie, die den Lothario in sich verliebt glaubte, von ihm erzählt! „Er begegnete mir mit einem gelassenen Anstande, mit einer offenen Gutmüthigkeit,

sprach über mich selbst, meine Lage, mein Spiel, wie ein alter Bekannter, so theilnehmend, und so deutlich, daß ich mich zum erstenmal freuen konnte, meine Existenz in einem andern Wesen so klar wieder zu erkennen. Seine Urtheile waren richtig, ohne absprechend, treffend, ohne lieblos zu seyn. Er zeigte keine Härte, und sein Muthwille war zugleich gefällig. Er schien des guten Glücks bey Frauen gewohnt zu seyn: Das machte mich aufmerksam; er war eineswegs schmeichelnd und andringend; das machte mich sorglos."

Sehet da den Weltmann! den vollkommenen Weltmann!

Diese glatte Abgeschliffenheit, diese bestimmte Unbestimmtheit, diese eigenthümliche Uneigenthümlichkeit, diese Gewandheit, besondere Absichten durch allgemeine Mittel zu verstecken und zu erreichen; diese Schlauheit, unbemerkbar, und ohne daß man uns deswegen gleichsam zur Rede stellen darf, das Wort durch die That zu widerlegen, so wie eine verdächtige That mit Anstand zu verschleyern; diese geheftete Einseitigkeit für jeden Gegenstand menschlicher Verhältnisse, die nur die Folge der ausgebreitetsten Vielseitigkeit ist: dieses Interesse für alles, was irgend interessant ist, und diese Intereßlosigkeit für das interessante, wovon man

interessirt wird, ich will sagen, dieses Vermögen der Selbstbeherrschung, oder besser Selbst-Beachtung, von den Dingen nie bis zur leidenschaftlichen Anhänglichkeit gerührt zu werden; und, um den bedeutungsvollen Ausdruck eines alten Philosophen zu brauchen, zu haben ohne gehabt zu werden (ἐχω, ουκ εχομαι· pflegte Hofmann Aristipp zu sagen); seine Neigung zu befriedigen, und über die Neigung erhaben zu scheinen oder auch es wirklich zu seyn — was sind es anders, als eben so viel Charakterzüge des vollendeten Weltmanns.

Ich pflege zu sagen: der Weltmann ist gerade so ein Nachdruck des Weisen, als die Höflichkeit ein Nachdruck der ächten Humanität und Tugend ist. Hab ich Recht?

Eben darum mußt' es auch Dichter Göthen leicht seyn, diesen Charakter bis zur wahren Lebensweisheit zu veredeln, wie er ihn auch so glücklich veredelt hat.

Wohin unter so vielen andern Zügen sein Wunsch und Bestreben, gemeinnützig zu seyn und die möglich-größte Summe des guten in der Welt hervorzubringen, seine der richtigsten Ansicht und der edelsten Weiber-Natur entsprechenden Urtheile über Menschen-Leben und Menschen-Bestimmung, über Weiber-charakter und weiblichen Wirkungskreis u. s. w. gehören.

Das was er S. 60-92. 4r Bd über den letztern Gegenstand sagt, ist, nach den tausend und ein Büchern, mit welchen wir darüber, seit einem Jahrzehend insbesondere, behelliget worden, so neu-gesagt, und doch so einzig-wahr und edel gedacht und empfunden, daß ich diese Stelle zu den vorzüglichsten unter den vielen rechne, um derentwillen ich wünschte, daß „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ ein Handbuch *) der gebildetern Menschheit würde.

Eins nur noch. Ein fast wesentlicher Zug in dem Charakter des Weltmanns, wie wir ihn da in der Erfahrung gewöhnlich antreffen, ist das Liebeln und verliebte Tändeln mit Weibern; und diesen Zug hat Göthe, der Natur gemäs, auch dem Lothario geliehen.

Ist es blos geistige Idiosynkrasie bey mir? oder ist es allgemeines Naturgefühl? daß mich jede Schilderung von Sopha-scenen, jede auch nur stärkere Hindeutung darauf, allemal zurückstößt. Doch, wie könnte ich zweifeln, ob dies reines Naturgefühl sey? Gehört es nicht wesentlich zum edleren Gesellschaftston, Scenen dieser Art nie zu berühren? Warum ahmen denn unsre Schriftsteller diesen Ton nicht nach?

*) Der große Stoiker, Epiktet, nannte seine berühmte Anweisung zur ächten Lebensweisheit Ἐγχειρίδιον, Handbuch.

Genießet die Vergnügungen des Geschlechtstriebes, gutmüthige Menschenkinder! denn das will die Natur: aber sprechet nicht davon: denn daß will sie nicht.

Keine einzige Göthische Schilderung, besonders in dem Charakter-gemählde des Lothario, trift der Vorwurf der Schlüpfrigkeit. Aber die bloße Erwähnung manigfaltiger, verliebter Verhältnisse des Lothario mit Weibern und Mädchen hat schon, für mein Gefühl wenigstens, etwas beleidigendes: so wie überhaupt dies Nachlaufen, dies Herumschwänzeln um die Weiber.

Was mag diesem Gefühl zum Grunde liegen? Nichts anders als dies: daß Liebeley mit dem andern Geschlecht eine zu gemeine Schwachheit ist; eine Schwachheit, die der gebildetste Mann mit dem allereinfältigsten, allereingeschränktesten Menschen gemein hat; und die man daher an jedem auch nur ästhetisch-veredelten Charakter immer nur höchst flüchtig berühren, nirgends aber gleichsam einen Accent drauf setzen, nirgend länger darüber verweilen muß.

„Er ißt, es schmeckt ihm wohl: und: „er liebt die Weiber; die Weiber sind ihm gut:“ diese Sätze sollten unter den Menschen einen und denselben Werth haben. Wer spricht in einer guten Gesellschaft viel von seinem guten

Appetit? Doch — Gecken sind es ja auch nur, die von ihren verliebten Abentheuern reden. Erfreuet Ihr Euch aber des beneidenswürdigen Glückes, der Herzensvertraute irgend eines in ihrer Art einzigen Weibes oder Mädchens zu seyn: so seyd Ihr eben als Gegenstände solcher, in ihrer Art Einzigen, keine Gecken: und werdet Euer beneidenwürdiges Glück eher verhehlen, als zur Schau tragen.

Um diejenige junge Herren, die sich auf ihre Beliebtheit bey Weibern so viel zu gute thun, vollends zu demüthigen, setze ich folgendes Axiom her, welchem kein erfahrner Weiber-kenner und kein unpartheiischer Weiberbeobachter widersprechen wird, und widersprechen kann:

Ein jeder Mann, der sich emsig bestrebt, Weibergunst zu erhalten, erhält sie gewis: er sey so eingeschränkten Geistes, oder so häßlicher (doch nicht gar zu häßlicher) Gestalt, als er wolle.

Die gebildetsten Weiber sieht man oft in die eingeschränktesten Köpfe; die schönsten in die häßlichsten Männergestalten verliebt.

In Sachen der Männerliebe, sagte einst eines der vortrefflichsten und edelsten Weiber, in Sachen der Männerliebe sind wir Weiber alle — Narren!

Ich setze nur noch hinzu: „Sie haben Recht, Madam! aber die Männer sind es hier nicht weniger!" Hieraus aber folgt auch, daß Männer sich wenigstens eben so sehr schämen sollten, von ihren verliebten Abentheuern zu sprechen, oder wohl gar sich derselben zu rühmen, als Weiber thun: und welcher ernste Mann kann denn Geschichten von Liebeleyen oder Prahlerey mit verliebten Abentheuern anhören, ohne Anwandlung eines moralischen Eckels und ohne einen solchen Prahler oder auch nur Erzehler für einen Geck zu halten?

Wer die Menschheit liebt, kann es nicht anders, als eines ihrer unseligsten Verderbnisse finden, daß Männer und Weiber aus dem Geschlechtstriebe durchaus noch etwas mehr und anderes machen wollen, als das, wozu ihn die Natur mit eigner Hand gemacht hat. Eine süße Tändeley in langweiligen Stunden; eine angenehme Beschäftigung der Phantasie durch das Herz, (wie man die sinnliche Begier gar zierlich zu benamen pflegt) des Herzens durch die Phantasie; ein moralisches Spiel lüsterner Sinnlichkeit — das ists, wozu die Menschen Geschlechtsliebe so gern machen möchten. Anders — die Natur! ihr ist Geschlechtsliebe nicht Spiel, sondern Ernst, höchster Ernst, der ernsteste Ernst: denn ihr ist

Geschlechtsliebe Mittel der Fortpflanzung und Erhaltung des menschlichen Geschlechts: welches sie den Menschen nur — nebenher ist. Edle Geschlechtsliebe (denn nie werde ich leugnen, daß auch die sinnliche Liebe durch moralische Triebfedern verschönert werden könne und müsse,) findet einzig statt zwischen Eheleuten und zwischen Jüngling und Mädchen, die in den ehelichen Stand treten wollen. Wozu dann alle jene Empfindsamkeiten, moralische Sentiments (der Teutsche, die Sache nachahmend, vergaß das Wort) und ätherische Wonneschauer, womit unsre Romanschreiber und Schauspieldichter Liebschaften und Liebeleyen (denn so nenne ich alles, was nicht eheliche Liebe ist,) verschönern, veredeln und so gerne ins Feld reiner Moral hinüberspielen möchten?

Griechen und Römer, denen wir Neu-Europäer an verfeinertem Moralsinn so weit überlegen seyn wollen, hatten hier mehr Achtung für Moral. Sie waren vielleicht nicht weniger ausschweifend, als wir: aber sie waren nicht moralische Sophisten, wie wir. In ihren ästhetischen Darstellungen der Geschlechtsliebe ließen sie der unmoralischen Verirrung ihre natürliche Gestalt, ohne sie veredeln zu wollen.

Geschlechtsliebe sollten ästhetische Schriftsteller entweder gar nicht, oder, wie die Alten, natürlich, ohne moralische Sophisterey; aber wahrhaft moralisch-veredelt, darstellen. In dem letztern Fall bliebe ihnen also zur Darstellung nichts weiter als eheliche Liebe, Braut-Liebe, und Kinder-Liebe (Liebe der Eltern zu den Kindern). „Was drüber ist, ist vom Uebel“: würde ich hier mit dem Heiligen des Evangelii sagen.

Ernsten Schriftstellern kann der moralisch-philosophische Kritiker Schilderungen dieser Art einzig — um der allgemeinen Schwachheit des Fleisches willen zu gute halten. Ueberdem ist es ja wahr — „littera minus erubescit“. ein geschriebenes Wort erröthet minder“, wie Cicero sagt.

Und für einen großen Theil der Leser sind solche Schilderungen der einzige Angelhaken, in den sie anbeißen; und dann — neben her, auch etwas Moral und Lebensweisheit — gar zufällig — mit hinunter schlucken.

Unsre ästhetischen Schriftsteller sind nun einmal leider! die maitres de plaisir der Lesewelt.

Die teutsche Lesewelt ist Göthen hochverpflichtet, daß er — von dieser so allgemeinen Lockspeise der Schriftsteller so wenig, ja eigentlich nirgends — Gebrauch gemacht.

* * *

Jarno. „Jarno hat kein Gemüth, sagt die empfindsame Lydie. Und dies kurze Wort charakterisirt den ganzen Mann.

Offenbar ist er einer jener seltenen Menschen von tiefer Vernunft, scharfem Beobachtungsgeist und ausgeprobter Erfahrung, die „nur Begriffe im Kopf", kein Gefühl im Herzen haben: die jedes moralische, und jedes sympathetische Gefühl, dessen eigenthümliche Schönheit darin besteht, daß wir uns ihm, ohne darüber zu vernünfteln, überlassen, mikroscopisch in metaphysische Begriffe zerlegen, und eben deswegen in den menschlichen Handlungen wenig oder gar nichts großes und edles, so wie an dem ganzen Menschenleben wenig oder gar nichts schätzenswerthes finden, augenblickliche Befriedigung der Leidenschaft ausgenommen: die die Dinge und die Menschen nur als Mittel zu ihren Absichten betrachten: und deren ganzes Betragen daher auch mit jener abstoßenden Kälte, Gefühl- und Theilnehmungslosigkeit gestempelt ist, die der sanfteren, und warum soll ich nicht hinzusetzen, der edleren? Menschennatur so gar nicht behagt.

Wer schätzt nicht Jarno, den richtigen Beurtheiler des Shakespearschen Genies, den Verächter des Kleinlichen einer kleinstädtischen Kom-

mödiantentruppe und der vornehmen Gesellschaften, den durchschauenden Prüfer des jungen Wilhelm Meister, den er, durch Anpreisung des Bessern, in eine edlere Sphäre der Thätigkeit hinüber zu führen sucht; den Mitwirker zu Wilhelms vollkommener Ausbildung?

Wer aber kann ihn lieben, den Mann, der überall viel stärker das Böse und Kleinliche zu hassen, als das gute und edle zu lieben scheint? der mit empfindlicher Bitterkeit sich über jenes ergießt; und nirgends, oder höchst selten, bis zum warmen Eifer für dieses erglüht? der überall nichts mehr und nichts weniger als höchst-vernünftig denkt und handelt?

Denn gewis! man ist sehr wenig, wenn man nur ein höchst-vernünftiger Mensch ist. Und der ist Jarno. Jarno hat kein Gemüth, sagen wir, sehr treffend mit Lydie.

Der Verfasser dieser Blätter hatte, in einer gewissen Epoche seines Lebens, eine unglaubliche Schätzung für Charaktere dieser Gattung: aber er gesteht es nicht ohne Dankbarkeit gegen seinen bessern Genius, daß er sich diese Epoche seines Lebens kaum, und nur kaum, verzeihen kann.

Der Abbe. Diesen charakterisire ich kurz, und, wie mich dünkt, gründlich durch folgende vier Worte:

Franzose, fein, glatt, original-fantastisch.

Seine sonderbare Erziehungsmethode, von welcher ich schon bey Natalien erwehnte, scheint ganz berechnet zu seyn, die Welt mit Genies zu bevölkern.

Wahr ist in seiner Methode wenigstens so viel: daß jedes Genie sich nur dadurch bildet, daß es sich seiner eigenthümlichen Neigung hingiebt.

Daß aber ein großer Theil aller menschlichen Geschäftigkeit in einer immer-gleichen Mechanik besteht; daß, wie wir bey der Entwickelung des Serloschen Charakters gleich sehen werden, das Genie selbst eine gewisse Ausdaurung und Beharrlichkeit des Geistes erfordert; und daß daher die Jugend nicht frühe genug zu jener Mechanik, zu dieser Beharrlichkeit gewöhnt werden kan: dies hat der Abbe, der überhaupt mehr par principes folgert, als nach gründlichen Beobachtungen verfährt, ganz vergessen.

Da es unsern allerjüngsten Romanschreibern, seit der Austrocknung des unerschöpflich geglaubten Ozeans der Ritter-Romane, an Wasser auf ihre Mühle zu fehlen scheint, so würde ich dem einen oder andern der Bessern unter ihnen vorschlagen, das allersonderbarste Pärchen von der Welt, den jungen Grafen Friedrich (den Zögling des Abbe) und Philinen, gar ernst an einander verheirathen, sie eine Haushaltung füh-

ren, sie den Abbe zum Haushofmeister annehmen, sie Kinder erziehen, sie leben und sterben zu lassen: doch so, daß Natalie und Wilhelm mit seiner angebeteten Amazone immer als Zuschauer wie im Hintergrunde lauschen. Mich dünkt, ein solches Werkchen, mit einiger Kunst ausgeführt, dürfte von dem Publikum fast noch origineller gefunden werden, als der zehntausend zehnte Ritter-Roman.

* * *

Werner, ein geprüfter, in seinem Daseyn durchaus bestimmter Mensch, wie Göthe, der Dichter, ihn selbst einmal charakterisirt. Er ist das Wasser in des jungen Wilhelms Feuer; das Pflegma zu seiner sprudelnden Lebhaftigkeit.

Die Erweiterung des Geistes, mit welcher dieser Charakter in dem Roman so veredelt erscheint, ist offenbar Zuthat von Dichter Göthe; und gewisse allgemeine Ansichten und kosmopolitische Schlußverkettungen, die er Wernern in den Mund legt, dörften fast zu fein seyn, und mehr den philosophirenden Dichter, als den ökonomisirenden Kaufmann ankündigen. Doch mag auch hier gelten, was ich, in dieser Hinsicht, von der Veredlung des Charakters der Therese anmerkte.

Ein Muster wahrer Freundschaft, wie sie da der leidenschaftliche Jüngling so einzig bedarf, stellt uns Göthe an Wilhelm Meister und Wernern auf.

Da unsre allerjüngsten Romanschreiber über der — um von kindischen Darstellungen einen kindischen Ausdruck zu brauchen — über der süssen Liebe ganz des zweyten, nicht minder schätzbaren Himmelsgeschenkes, der Freundschaft, zu vergessen scheinen: so ist's zu wünschen, daß den Lesern und Leserinnen des Göthischen Romans die vielen feinen und großen Züge dieser in ihrer Art einzigen und musterhaften Jugendfreundschaft nicht unbemerkt und ungefühlt entwischen mögen.

* * *

Serlo. Wie sich verhält der Weltmann zum Weisen: so verhält sich, nach Göthens Darstellung, Serlo's Genies-charakter zum wahren Genie.

Gründliche Einsichten und wahre Tugend hat der Weltmann nicht: und eben so sagt der Dichter S. 347. 2r Bd. von Serlo: „Eigentliche Erfindungskraft hatte er nicht; dagegen aber das größte Geschick, was er vor sich fand, zu nutzen zu recht zu stellen, und scheinbar zu machen" Gleich bedeutend ist es, was er gleich hinzusetzt:

„Seine Einfälle, seine Nachahmungsgabe, ja sein beißender Witz, machten ihn der ganzen Gesellschaft unentbehrlich“.

Geister dieser Art sind es eigentlich, die man treffliche Köpfe, Leute von Talent nennt. Alles was sie unternehmen, gelingt ihnen: und worauf sie sich legen, darin erreichen sie einen nicht gemeinen Grad der Trefflichkeit.

Werden sie Schauspieler? Sie werden beklatscht: das Publikum hat sie gern: in einigen Rollen gränzt ihr Spiel an das genialische: aber sie sind keine Fleck und keine Ifflande.

Schreiben Sie Prose? Sie liefern allgemein-lesbare, interessante Stücke in Zeitschriften, Magazinen u. d. g. aber sie sind keine Garven.

Werfen sie sich auf die Dichtkunst? Sie dichten mit Geschmack, mit Eleganz, mit Geist: sie liefern einen Bliomberis, aber keinen Oberon: sie sind Alxinger, aber keine Wielande.

Werfen sie sich in die Philosophie? Sie werden gute und brauchbare Professoren der Philosophie; sie schreiben Compendien mit sehr richtigen und wohlgeordneten Begriffen; erläutern, erklären, berichtigen mitunter auch wohl fremde Systeme. Aber sie sind weder Reinholde, noch am allerwenigsten Kante.

Glaube man ja nicht, daß ich Geister dieser Gattung durch eine solche Rangordnung heruntersetzen will *)!

Ich, der ich des — vielleicht sonderbaren Glaubens bin, daß das, was man Genie nennt, und was wirklich auch Genie ist, lange nicht so selten unter den Menschen angetroffen wird, als man's sich gewöhnlich überredet. Ich bin gegentheils der Meinung, daß Geisteskaraktere, wie Serlo, wahrhaft-genialische Anlagen haben: daß es ihnen aber einzig an dem fehlt, worin beydes Buffon und Newton das Genie setzten, nemlich an Geduld und Beharrlichkeit zur vollkommenen Ausbildung dieser Anlagen; an unverrückter Richtung aller ihrer Kräfte auf einen einzigen Punct; kurz

*) Ein Genie und ein großer Geist sind wesentlich verschieden. Einen Klopstock, einen Lessing, einen Wieland, einen Göthe, Schiller u. s. w. nennen wir mit Recht große Geister der teutschen Nation. Aber warum diesen erhabenen Namen auch einem Uz, einem Bürger, einem Dichter Jacobi beylegen? Genies in der Dichtkunst mögen sie seyn: dawider hab' ich nichts. Aber man hat sehr irrige Begriffe von dem, was ein großer Geist ist, wenn man den Verfasser einer Ode, einer Elegie, eines Liebesgedichts, für einen großen Geist hält. Er kann es seyn: er kann Anlagen dazu haben: aber er ist es nicht durch seine Sammlung von Oden, Elegien, Epigrammen und Liebesliedern.

an jener Zerstreuungslosigkeit, Heftung und Spannung des Geistes, die überall erfordert wird, wo wir als Schriftsteller oder als Künstler irgend etwas in seiner Art einziges, hervorstechendes, vollendetes leisten sollen.

Was Büffon und Newton von sich sagten, sagt auch der große Königsberger-Tiefdenker, den ich sechs Jahre hindurch zu kennen und seines Unterrichts zu genießen das Glück hatte. Auch er schreibt sein Genie, ich will sagen, die herrlichen Kraftäußerungen seines Genies, blos seinem Fleiß, seiner Beharrlichkeit, seinem unermüdlichen Forschen zu.

Denn gewis: nur deswegen giebt es der Genies so wenige, weil ihnen jene Geduld, Stätigkeit und Ausharrung mangelt, sich auf Einen Punkt zu heften, diesen unverrückt im Auge zu halten, ihn durch alle mögliche Wendungen zu verfolgen, ihn nach allen Seiten zn drehen, und eben dadurch einem zur Bearbeitung gewählten Gegenstande die möglich-größte Vollendung zu geben: Vollendung, wodurch er allein nur etwas in seiner Gattung hervorragendes wird.

Man wende mir nicht ein, daß wahre Genies nur zu oft die erklärtesten Flattergeister, die nachlässigsten Arbeiter, die unstättesten, unbestimmtesten Charaktere sind. Mögen sie's immerhin seyn in allem, was nicht den eigentlichen

Gegenstand ihrer genialischen Energie betrift!

Ja selbst in diesem mögen sie zu Zeiten höchst launig und gleichsam nur gelegentlich arbeiten!

Wenn sie sich aber einmal dran machen, ein wahrhaftes Genieswerk hervorzubringen: dann können sie es nicht, ohne den Geist von allem andern abzuziehen, ohne ihn einzig darauf zu heften, ohne dafür und darin einzig zu leben und zu weben. Und das ist's auch, was allen Genies von jeher eigenthümlich war; wodurch sie allein ihre Werke zu Stande brachten: das ist die Buffonsche und Newtonsche patience. Eben diese Geniestugend hat auch der glückliche Beobachter Labruyere im Sinn, wenn er einmal sagt: Pour etre auteur, il faut avois **plus que** de l'**esprit**: il faut avoir de la **contention** d'esprit". „Ein Schriftsteller muß noch etwas mehr als blos Geist; er muß eine gewisse **beharrliche Spannung** und **ausdaurende Schwungkraft** des Geistes haben."

Wem also diese fehlt, der erreicht, bey allen glücklichen Anlagen, in keiner Kunst den Grad des Vortrefflichen, der ihm allein auf den Namen eines Genies Anspruch geben kann.

Und grade dies ists, was Geistern, wie uns der Dichter den Serlo schildert, abgeht. Sie flattern von einem Gegenstande zum an-

dern, oft von einer Kunst zur andern; versuchen sich hier, versuchen sich dort; leisten in allem, worin sie sich versuchen, etwas, oft so gar etwas vorzügliches; aber in keiner Sache etwas originelles, genialisches, meister- und musterhaftes. Diese Vielseitigkeit allein giebt ihnen Vergnügen; Heftung auf Einen Punkt, Einen Gegenstand banget, ängstet sie. Und hier glaube ich nun, daß das wahre Genie, welches oft vielleicht kein größeres Maas natürlicher Anlagen erhielt, von der Natur zugleich jene beharrliche Spannung und ausdaurende Schwungkraft des Geistes, oder vielmehr die bestimmte Anlage dafür zur Mitsteuer empfing, und grade dadurch insbesondere zum Genie, das heißt, zu einem Musterbild seiner Geistesgattung, z. B. der Bildhauer- Mahler- Dicht- Rede-Kunst, gestempelt ward.

Daß Erziehung, Selbstbildung, Gewohnheit und tausend Zufälligkeiten, diese, nach meiner Meinung angeborne, contention d'esprit mannigfaltig hindern oder auch fördern können, versteht sich von selbst. Daher — dann auch meine Meinung, daß der Genie's ohngefähr in eben dem Maas mehrere geboren werden, als wir deren wirklich in der Ausbildung antreffen, wie wir mehr schöne Kinder, als erwachsene schöne Menschen beyderley Ge-

schlechts erblicken. Ungünstige Zufälligkeiten entfernen jene von der Ausbildung des beharrlichen Geistesschwunges, so wie Unreinlichkeit, Krankheiten, Verwahrlosungen, Laster und Leidenschaften, die schönen Körpergestalten entstellen! In diesem Verstande also ist es eigentlich wahr, was man sonst zu sagen pflegt, daß Genies meistentheils nur Gebilde des Zufalls sind. So wie aber die Natur überall sich selbst gleich ist, überall zweckmäßig arbeitet: so auch bey der Ausbildung menschlicher Geister. In ihrer ganzen Oekonomie mit dem Menschen braucht sie offenbar eine weit größere Anzahl guter und vortreflicher Arbeiter, als Genies; braucht sie mehr Handwerker, als Künstler; braucht sie mehr Alltagsmenschen, als, um mit einem bedeutungsvollen sprichwörtlichen Ausdruck zu reden, Sonntagskinder.

Jene Einseitigkeit der Bildung und gewissermaßen der ganzen Denk- und Handlungsweise, welche die eigentliche Grundlage des Genies, so wie nicht weniger eine Wirkung des entwickelten Genies ist, taugt in den ökonomischen Plan der Natur einzig so, wie sie dieselbe nuumehr darin angebracht hat, als Seltenheit, als Ausnahme, als Contrast des ungewöhnlichen mit dem alltäglichen.

* * *

Wer da glaubt, ich habe in dem bisherigen bewiesen, daß es nur an dem Fleiß und guten Willen eines Alltagskopfes liege, sich zum Genie zu arbeiten, dem erkläre ich hiemit, daß er mich gar nicht verstanden. Eins nur noch.

Ungebändigte, unbezähmbare Leb- und Flatterhaftigkeit, die man so oft an jungen Kindern oder Knaben in der Schule wahrnimmt, war mir immer viel eher ein Beweis von gutem Kopf, als, wie es gewöhnlich gedeutet zu werden pflegt, von Genie: ohne bestimmte Anlage zu einem gewissen Pflegma ist jene Buffonsche Patience nicht möglich, und ohne diese, wie wir gesehen, giebts kein Genie.

Melina ist, auch unter den Männer-charakteren des Göthischen Romans, der Mann der Frau Melina: nicht ohne Anlage, und nicht ohne Geist und nicht ohne Bildung, wie sie: aber auch, so wie sie, gleichsam nur um ein Haar vom Alltagsmenschen entfernt.

Laertes. Ein gutwilliger, verständiger, mitunter leichtsinniger junger Mensch, wie sie da der gewöhnliche Menschenschlag unter tausenden zu hunderten liefert, und den Göthische Darstellung uns dennoch interessant macht.

* * *

Ich müßte mir's zum Vorwurf rechnen, eine

Art von Commentar zu Meisters Lehrjahren zu schreiben, ohne die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten der Sprache und des Ausdrucks in diesem Werke auszuzeichnen.

Diese Eigenthümlichkeiten sind nun Einfalt, Klarheit, Zierlichkeit; also grade diejenigen, deren teutsche Schriftsteller sich nie viel rühmen konnten; am allerwenigsten aber seit der unseligen Epoche der Ritter-romane. Denn die Energie, als die Grundfarbe dieser fennsollenden Charakter-gemählde barbarischer Zeiten, glaubte man nur erreichen zu können durch einen gekünstelten, dunklen, und ungefeilten Ausdruck: welches mich ohngefähr eben so gemahnt, als wenn ein Ostade das natürliche und gemeine niederländischer Küchenstücke durch Kühn-ruß statt der schwarzen Farbe, durch Eyerdotter statt der gelben, durch wirkliches Thierblut statt der rothen, am allerlebendigsten auszudrücken glaubte. Welche ungeheuren Metaphern, welche bombastischen Sentenzen, welche, aller Logik und aller Grammatik widersprechende Wortverdrehungen beleidigen jeden nur nicht ganz rohen Geschmack in diesen Produkten germanischer Ungeschlachtheit! Denn mit diesem Namen würde ich das kraftlose Streben teutscher Kraftmänner nach Kraft charakterisiren.

Wie traurig-wahr find ich den Spott, womit ein brittischer Kritiker in dem Critical Review ohnlängst nur, bey Gelegenheit der Anzeige — ich weis nicht mehr welches? teutschen Schriftsteller-werks, uns arme Germanen aushöhnete: „Die teutschen Schriftsteller, sagte „er, haschen überall nach dem gigantischen: „sie rädern einen Schmetterling; sie blasen Atom-„Fünkchen zu Sonnen-ballen auf; ihr Apoll mit „dem Köcher voll tod-bringender Pfeile schießt „— Fliegen; in der alltäglichsten Sentenz schwin-„deln sie bis an den Abgrund der Unendlichkeit.“

Wie ein sanftes, holdes Mädchen-geflüster in das wilde Getöse einer Dorfschenke, tönet in diese Sturm- und Gewitterepoche der teutschen Litteratur die Göthische Sprache in Wilhelm Meisters Lehrjahren.

Wenn es wahr ist, daß der Verfasser der unsterblichen Genies-werke: „die Leiden des jungen Werthers“ und „Götz von Berlichingen“ sich ein unschätzbares Verdienst um die teutsche Sprache und Litteratur dadurch erwarb, daß er in diesen Geisteserzeugnissen voll teutscher Kraft und Originalität sich gewisser Sprachkühnheiten, alter Worte, Versetzungen, Inversionen, Verkürzungen, und Wendungen aus der Volkssprache bediente, und eben dadurch die französisch-Gottschedische Flachheit gleichsam konsolidirte: so

weiß auch ieder Kenner unserer Litteraturgeschichte, daß das servum pecus in dem Augias-Stalle *) teutscher Schriftsteller-welt, durch den ungewöhnlichen Beifall, mit welchem diese Werke der Göthischen Muse aufgenommen wurden, sich höchst unglücklich aufgemuntert fühlte, seine Alltäglichkeiten von Gedanken und Empfindungen in diese Sprach-art einzukleiden: und man konnte den genialischen Verfasser jener Werke ohngefähr auf eben die Art dieser Sprach-verderbnis anschuldigen, wie man die Gottheit des unter den Menschen herrschenden moralischen Uebels wegen anzuklagen pflegt.

Wegen dieser sehr schuldlosen Schuld hat sich Göthe durch die verbesserte Ausgabe seiner ältern Werke, noch mehr aber durch Werke von so polykletisch-classischem **) Ausdruck, als Iphigenie und Tasso sind, allhinlänglich gleichsam entsündiget. Hier also beschränken wir uns auf sein allerneustes Werk.

*) Servum pecus, Sclavenvieh, nennet Horaz die geschmacklosen Nachäffer großer Genies. Augiasstall ist der griechischen Fabellehre gleichbedeutend mit jedem Ort voller Schmuz und Unreinigkeiten. Eine der Arbeiten des Herkules war's, den Stall des Königs Augias zu reinigen.

**) Des Künstlers Polyklet Statue, Doryphorus genannt, galt allen Künstlern als Musterbild.

* * *

Welch eine Maße vollwichtiger und origineller Ideen, feiner Empfindungen, treffender Beobachtungen und psychologischer Entwickelungen enthält folgende Stelle? und wie einfach — ist Sprache und Darstellung:

„Ach! wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs Marianen über das Herz gefahren wäre! Selbst an dem Busen Wilhelms war sie nicht sicher davor; selbst unter den Flügeln seiner Liebe u. s. w.

In der Kunst weiser Vertheilung der Bilder und Metaphern, und der schön-starken Farbengebung der wirklich-gebrauchten, ist Göthe so einzig Meister! Hieher gehören in der angeführten Stelle die Ausdrücke: „ach! wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs Marianen über das Herz gefahren wäre!“ „seine Leidenschaft sie emportrug“ Eben so der: „aus den Wolken, in welchen &c. und: „selbst an dem Busen Wilhelms war sie nicht sicher davor; selbst nicht unter den Flügeln seiner Liebe.“

Teutschland zählt unter seinen allgemein-gelesenen prosaischen Schriftstellern einen der genievollsten und kenntnisreichsten, (Kenner nennen ihn sich selbst!) der, wegen des üppigen Gebrauchs von Bildern und Metaphern,

bey allen übrigen sehr schätzbaren Vorzügen der Darstellung, zum höchsten Bedauern für Teutschlands Schriftsteller-Ruhm, unter den classischen Schiftstellern der Nazionen immer nur das seyn wird, was ein geistreicher Wüstling in dem Chor der Weisen seyn würde.

Schillers einziges Genie verleitete ihn anfangs zu ähnlichen Fehlern, die aber selbst schon dem Kenner den schönen Geschmack ankündigten, dem er sich in einigen seiner spätern Werke bewundernswürdig glücklich genähert hat.

Von Garve's Nüchternheit dagegen möchte ich zuweilen fast sagen:

Vix ossibus haerent. Virgil.

(Wie einzig ich übrigens Denk- und Darstellungsmethode dieses teutschen Sokrates schätze, davon S. „meine Sprach-Parallele, eine Preisschrift).

Eine der durch Einfalt und Klarheit der Darstellung vorzüglichsten Stellen im Meister ist die, wo der feine Beobachter Lothario die Vorzüge der häuslichen Weiberherrschaft vor dem Wirkungskreise des Staatsmanns, des Gelehrten und Geschäftsmanns, so gründlich darthut, daß ich in den vier Seiten darüber mehr Wahrheit, Scharfsinn und Beobachtungsgeist finde, als — besonders auch einige teutsche Schriftsteller, in ganzen Bänden über Männer- und Weiber-Eigenthüm-

lichkeit" gesagt haben. Man lese diese Stelle selbst 4r Bd.

In welche dunkle Tiefen der Spekulazion würden hier gewisse neuere teutsche Philosophen uns hinunter geführt haben, um das feine Verhältnis männlichen und weiblichen Würkungskreises so fein zu bestimmen? Aber so wie Göthe sich da gefaßt, versteht ihn jede vernünftige Hausfrau, selbst wenn sie nicht einmal in einer Lesebibliothek engagirt ist; und jeder gebildete Mann findet es scharfsinnig gedacht, fein beobachtet, und schön dargestellt. Das ist Charakter populairer Schreibart.

Der sicherste Probierstein einer vollendeten populären Schreibart ist die gefällige und geschmackvolle Darstellung alltäglicher Vorstellungen und Empfindungen: denn hier kömmt es auf das große Kunststück an, sich zwischen Gemeinheit und Kostbarkeit, zwischen Spekulazion und Gemeinverständlichkeit, zwischen Flachheit und Energie in der Mitte zu halten. Dies ist besonders der Fall mit den Reden gemeiner oder ungebildeter Leute, wenn sie gewisse feinere psychologische und moralische Gefühle entwikkeln oder auch, ohne über ihre Begriffssphäre hinauszusteigen, gewisse allgemeine Reflexionen sagen sollen.

Wie fein und doch zugleich wie populär drückt sich die einfache, ungebildete Mariane aus: wenn sie zu Barbara sagt, die sie dem Norberg in die Hände gespielt hatte: „O hättest du meiner Jugend, meiner Unschuld nur noch vier Wochen geschont, so hätte ich einen würdigern Gegenstand meiner Liebe gefunden: ich wäre seiner würdig gewesen, und die Liebe hätte das mit einem ruhigen Bewußtseyn geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe".

Eben so glücklich einfach und klar sagt die alte Barbara in dem gleichfolgenden.

„Ich hatte eine uneingeschränkte Gewalt über „den Verstand des guten Mädchens: denn ich „kannte alle Mittel, ihre kleinen Neigungen zu be„friedigen; ich hatte keine Macht über ihr Herz: „denn niemals billigte sie, was ich für sie that, „wozu ich sie bewegte, wenn ihr Herz wider„sprach: nur der unbezwinglichen Noth gab sie „nach, und die Noth erschien ihr bald sehr drük„kend. . . . Ihrem kleinen Gemüth waren ge„wisse gute Grundsätze eingeprägt, die sie unru„hig machten, ohne ihr viel zu helfen u. s. w.

Sehet da — Psychologie, feinen Moralsinn, glücklichen Beobachtungsgeist, und guten Stil — in einer Barbara Munde!

Unsre allerneusten Romanschreiber und Dramatiker machen sich die Sache freilich sehr leicht! Sie lassen ihre Kammermädchen, Kutscher, Bedienten, Unteroffiziere, u. s. w. u. s. w. halb hochteutsch, halb plattdeutsch, mit grammatischen Fehlern, verdrehten Wendungen, abgebissenen Sylben u. s. f. reden: und erreichen dadurch, so wähnen sie, die wahre Natur.

Unser Berlin ist so glücklich, in seinen Mauren einen jungen Shakespear zu umschließen, der seine ganze Shakespearität in einer solchen lebendigen und lebenvollen Natur setzt.

Selbst einen gewissen, ja einen hohen Schwung der Ideen und der Darstellung weiß

Göthe auf die Lippen einer Barbara zu legen, ohne sie über ihre Sphäre hinauszuheben. Hieher gehört ins besondere die Stelle, wo sie von der todten Mariane spricht, und die ich, in andrer Absicht, oben schon anführte.

„Ja ich habe sie verborgen; aber unter die „Erde; weder das Licht der Sonne, noch eine „vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angesicht je„mals wieder erleuchten: das liebe Herz schlägt „nicht mehr vor Ungeduld, sie zu sehen; nicht „etwa in einer benachbarten Kammer wartet sie „auf den Ausgang meiner Erzählung oder mei„nes Märchens: die dunkle Kammer hat sie „aufgenommen; wohin kein Bräutigam folgt; „woraus man keinem Geliebten entgegengeht.“

* * *

Gezwungen, ungern, unwillig, wie Lydie von ihrem Lothario, trenne ich mich hier von Göthe und seinem Meisterstück. Den schönsten und vorzüglichsten Theil des Werks, die Sprache, die Reflexionen über Geist und Herz, über Kunst und über Menschenleben — muß ich fast ganz unberührt lassen.

* * *

Doch die Bemerkungen über Göthens Stil nutze ich einst in einem philosophisch-rhetorischen Werke „Philosophie der Rede“ genannt. Und seine Reflexionen sollen mir in einer nächst zu liefernden kleinen Schrift, betitelt, „die reine Menschheit“ (d. h. die Menschheit, entkleidet von allem, was ihr je von Philosophen, Dichtern und Theologen an-commentirt, angedichtet und angelogen ward,) reichen Stoff geben.

Jenisch.

Über die hervorstechendsten eigenthümlichkeiten von Meisters lehrjahren.

